Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Monatsschrift für Damen

1.1786,2

1786

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024153762

Band (Zeitschrift) Freier Zugang 

Monatschrift für Damen

August 1786

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024153762/phys_0001
DFG

Ha – 3216/1

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024153762/phys_0002
DFG

Universitäts-
Bibliothek
Rostock

2,8

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1024153762/phys_0003
DFG

1931 5 I 95

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024153762/phys_0004
DFG

Monatsschrift für Damen.

Erster Jahrgang.

II. Stück.

August 1786.

Universitäts-Bibliothek Rostock

abgegeben

Bibliothek der Loge Teutonia z. W.

Deutscher Fürstenbund.

Es reißt ein Gott mich hin, mir glüht im Busen Feuer,
herab von der bemoosten Eiche, Bardenleier!
Erbrause! Deutschland soll dem mächtgen Liede lauschen.
Schon hör ich deine Töne wie den Waldstrom rauschen,
der sich von Berg zu Berge stürzt, und Eich' und Felsen
gewaltig mit sich reißt, die sich in Fluthen wälzen.

Soll ich der Erd' entrückt auf stolzen Adlerschwingen
dem horchenden Orion Friedrichs Thaten singen?

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024153762/phys_0005
DFG

Wie Myriaden wider ihn einst mächtig fochten,
die seinen ehern Arm zu beugen nicht vermochten?
Er stand, und sie bekämpften ihn wie grimme Wellen,
die an den Klippen eines Eilands sich zerschellen.

Ha! Deutschlands Genius reißt mich zu heilgen Schwellen —
ich seh Teutoniens dunkles Schicksal sich erhellen.
Die giftge Zwietracht, unsrer Ruhe Meuchelmörder,
fällt Herrmans Vaterland hart an, und immer härter. —
Hier fesselt Friedrich sie mit diamantner Bande
und schleudert sie zum Styx, verdammt zu ewger Schande. —

Umsonst! vom giftgen Cerberus geschwängert, brütet
sie über Ränken, List und Fehden — ach! schon wütet
die Orkusbrut, und kreucht an Thronen auf und nieder.
Der alten Freiheit Deutschlands, dem Gesetz zuwider

entflammt sie der Monarchen Brust! — Wend'
um die Blätter,
hier wankt Germanien, ich sehe keinen Retter! —

Ja! höre von dem Gott im heilgen
Traumgesichte,
„Germanien, gerissen aus dem Gleichgewichte,
„liegt unter Schutt und Graus; sollt' es
vergebens winken,
„siehst du Gesetz und Recht und Freiheit
schmählich sinken.
„Erhebet sich kein Held, das Vaterland zu
zu retten,
„so raßelt um dein Ohr das Klirren ehrner
Ketten.

„Du siehest deutsche Sklaven, siehst ge-
peitschte Rücken,
„es liegen Söhne Teuts mit schwermuths-
vollen Blicken
„auf ihren Knieen zu den Füßen stolzer Mächte
„die in den Staub hintreten Deutschlands
alte Rechte,
„die ganz Teutonien durch Krieg, und Fehd,
und Hader —
Halt ein! wo bist du? Friedrich! Friedrich!
Deutschlands Vater! —

O zeige mir im Buch des Schicksals neue Blätter! — —
Ich seh der Brennen Fürst, den mächtigen Erretter
herbei mit Pallas Schild gerüstet, plötzlich eilen.
Er stehet da, und hält Germaniens hohe Säulen,
und deckt mit seinem Schild, Gesetze, Freiheit, Rechte,
und wacht und waltet über sie so Tag' als Nächte.

Er stehet da voll Muths, sein Busen kennt kein Zittern:
so steht der Atlas da in donnernden Gewittern,
wenn über ihm die schwangern Wolken sich vermischen;
er hört den Sturm, hört rothe Blitze um sich zischen.
Doch nichts entwurzelt ihn aus seinen dunkeln Tiefen,
er steht, und sieht von seiner Scheitel Ströme triefen.

Ich seh — erbrauset lauter, — immer lauter, Saiten!
ich seh die Fürsten Deutschlands stattlich zu ihm schreiten.

(Es bebt der Zwietracht Brut, erzeugt vom Höllenhunde.)
Ha! sieh, hier schlagen sie zu einem Fürstenbunde
schon dreimal zu, und dreimal lachten alle Fluren
und Thal und Berg und Wald, da sie sich Treue schwuren. —

Hier, Deutschlands Genius, hier dampfen die Altäre! —
Doch wie? — in deinem Auge zittert eine Zähre?
du seufzest laut, und zeigst auf Friedrichs graue Locken!
der Blick der Fürsten trübt sich auch! sie stehn erschrocken!
ha! Genius, du fliehst? — — die Bücher sind verschwunden,
und Nacht verhüllet Friedrichs Tage, die hier stunden! —

Noch schweb ich überm Erdball in der lichten Ferne,
seyd mir gegrüßt, ihr Lichter dieser Burg, ihr Sterne!
schon lang verlangt ihr nach dem göttergleichen Greiße,
schon lange wünschet ihr ihn unter eure Kreiße,

O Sterne! gönnt ihn uns, o laßt ihn uns
noch leben! —
Ha! welche Götterstimme hör' ich sich erheben?

Sie ruft: „Er lebe!„ o! herab auf
schnellen Flügeln,
herab von Sternen, fliege zu der Erde Hügeln
urplötzlich, wie Kronions schnelle Adler schweben.
Verkünd' dem frohen Deutschland jauchzend
Friedrichs Leben.
Schon hört mein Vaterland die frohen Bar-
denlieder,
und Berg und Thal und Wälder hallen laut
sie wieder!

Er lebt! Er lebt! zum Bunde Deutsch-
lands Väter alle!
Schlagt ein! daß ganz Germanien von dem
Handschlag schalle!
Auf! schützet Deutschlands Freiheit, schützet
seine Rechte,
es stehen euch zur Seite des Olympus Mächte.
Auf Fürsten! hört den Genius von den
Teutonen,
er liebet euer Reich, und schützet eure Kronen!

Bedenklichkeiten über Wahrheit.

Man mag Wahrheit betrachten wie man will, so ist man am Ende doch gezwungen zu gestehen: daß das Fügen und Schmiegen in menschliche Launen, Neigungen und Leidenschaften eine der vornehmsten Regeln der Philosophie des Lebens sey; daß unser Leben weit glücklicher, weit ruhiger dahin fließen, daß selbst des menschlichen Elends weniger seyn würde, wenn wir uns bemühten, obigen Satz in die Reihe unserer Lebensregeln aufzunehmen.

Hier könnte mir wohl mancher Enthusiast für Wahrheit und Tugend einwenden: „wenn dies ein Mittel sey, eine gute Absicht „zu erreichen, so entspreche das Mittel der „Absicht nicht, und das hieße ja wohl nichts „anders, als die so abscheuliche Rolle eines „Zweiächslers zu spielen, oder den Ausbrüchen der Leidenschaft das Wort zu reden. „Wenn Lebensklugheit nicht anders als auf „Kosten des so edlen Freimuthes erlernet „werden könne; wenn man dem Thoren und „dem Niederträchtigen nicht platt vor die „Stirne sagen dürfte: ich erkenne und schätze dich für weiter nichts, als wofür

„dich deine Handlungen ausgeben, so hieße „dies die Wahrheit unterdrücken, und vielleicht aus Eigennutz da zu schweigen, wo „man lieber reden sollte."

Ich verzeihe gern jede Sprache des Enthusiasmus, wenn sie aus Ueberzeugung des Herzens und Verstandes geredet wird. Allein man erlaube mir eine Behauptung: gewiß hat jeder, der unter dieser Voraussetzung so spricht, ein glückliches Geschick gehabt, welches ihn von andern ganz unabhängig machte. Und gar zu oft führt dieses glückliche Geschick zu jenem hohen Grade von Härte und Lieblosigkeit in der Beurtheilung anderer, die schon so oft fähig war, dem Altare der Intoleranz irrende Menschen als Schlachtopfer zuzuführen.

Ueberhaupt muntert uns ja mehr als eine Stimme auf, nicht bloß tolerant gegen besondere Religionsmeinungen und Begriffe, sondern vorzüglich auch gegen Handlungen zu seyn. Man darf nur um sich herum schauen, um zu sehen wie alles vom Höchsten bis zum Niedrigsten, nach einem grossen Ziele, nach Glückseligkeit ringt; wie in den Begriffen, die die Menschen von Glück-

seligkeit haben, gerade die Quelle ihrer Handlungen liegt. Und wie hart wäre es dann, oder wie unbillig wenigstens, die Menschen bloß darum zu hassen und zu verfolgen, und selbst diese Antipathie durch Worte zu erkennen zu geben, weil sie Irrthümern folgen, die sie selten für Irrthümer erkennen. Und gerade hierinen liegt der Grund der für uns so heiligen Pflicht, die Menschen zu nehmen wie sie sind, weil es ja ja längst entschieden ist, daß unzählige Einflüsse des Körpers, der gehabten Erziehung, und anderer zufälligen Umstände den größten Theil der Menschheit verhindern, oder es ihm wenigstens erschweren: jenen Irrthümern, die so oft von angeführten Ursachen bestimmt werden, zu entsagen, und wie wenig wir daher (auch ohne Hinsicht auf jene Hauptregel aller Moral: was du nicht willst daß andre dir thun sollen, das thue ihnen auch nicht!) ein Recht haben, sie mit einer gewissen Härte zu beurtheilen, die weder für unser bürgerliches und häußliches Interesse vortheilhaft ist, noch jene bessert; im Gegentheil wohl eher verschlimmert.

Es bleibt immer ein durch Vernunft und Erfahrung bestätigter, unwidersprechlicher

Grundsatz, daß die Menschen bloß darum der Wahrheit widerstehen, weil sie rein, klar und (daß ich mich dieses Ausdrucks bediene) nackend ihnen vorgestellt wird. Ihre noch von Irrthümern umnebelte Seelen (und sind dies nicht die meisten Menschenseelen?) können den Glanz derselben nicht ertragen, weil sie es wagt, gleich einem Spiegel, sie in ihrer wahren Gestalt darzustellen. Sie hassen daher auch jeden unbefangenen Wahrheitslehrer, der sich unterfteht, sie aus einem Gesichtspunkte anzusehen, der für ihren Dünkel nicht anders als schmerzhaft seyn kann. Selbst die bestgearteten Menschen, Seelen von entschiednem moralischen Werth, äußern zu gewissen Stunden, wo das Bleigewicht körperlicher Bürde am stärksten seinen Einfluß auf ihren Geist äußert, ein gewisses Mißbehagen über jede moralische Würdigung, wenn nicht Schonung, Nachsicht und Einkleidung sie empfiehlt.

Der Mensch will selten für das angesehen seyn, was er ist; diesen Satz haben alle jene großen Männer, die ihr Leben der Wahrheit aufopferten, ihre häusliche Ruhe, ihre ganze bürgerliche Existenz für sie dahin gaben, bestätigt. Ein Christus, Paulus,

Petrus, Jacobus und spätere — die Propheten; was war aller Looß? Ein kummervolles Leben, eine ewige Verfolgung, und zuletzt — der schmerzlichste Tod. Fern sey es von mir, jene großen Männer in ihrer Verfahrungsart zu tadeln. Bei ihnen lagen besondere Ursachen zum Grunde, die im gemeinen Leben äußerst selten vorwalten. Wir leben nicht mehr in jenen Zeiten, wo die Wahrheit (wollte sie anders ihre verlorne Würde wieder behaupten,) ihre Märtyrer haben mußte. Der Aberglaube und die Unwissenheit haben ihr bleiernes Scepter verloren; aber ob gleich Künste und Wissenschaften das Menschengeschlecht auf eine höhere Region geführt haben, so ist ihr Einfluß auf Moralität doch immer noch nicht groß genug, um die Wahrheit, unter was immer für einer Gestalt, zu lieben und zu verehren. —

Doch dies alles beiseite! „füge dich in den, mit welchem du in näherer oder entfernterer Verbindung stehst!“ Diese Regel ist wieder in mehr als einer Rücksicht dem zu empfehlen, den das Schicksal das unschätzbare Glück der Unabhängigkeit versagt hat. Und was heißt dies wohl anders als: tadle, splitterrichte den nie, mit dem

du zu leben gezwungen bist, oder von dem du und durch dich vielleicht mehrere leben. — Schweige! das heißt: kehre alles zum Besten; heißt: nicht zur Unzeit Wahrheit reden, und dein Leben wird von manchen unglücklichen Verwandlungen frei bleiben, denen du ohne diese nöthige Klugheit nicht entgehen wirst.

Wo ich nur hinsehe, finde ich Abhängigkeit, Dienstbarkeit, Unterwerfung. Vom Monarchen auf dem Throne an, bis zum geringsten Tagelöhner in der Hütte, trägt alles das Gepräge des Bedürfnisses, der menschlichen Hülfe. Warum fügen sich die Menschen so wenig in dieses allgemeine Gesetz der Natur? Oder was liegen für Hindernisse im Wege, daß sie dieses gewöhnlich auf eine so üble Art thun? liegt nicht eine der vornehmsten Quellen des menschlichen Elends in dem unzeitigen Gebrauche der Wahrheit?

Dieses allgemeine Gesetz der Natur, diese immerwährende freilich in ihren Graden verschiedene Abhängigkeit, die selbst der allgemeine Trieb nach Glückseligkeit zu begünstigen scheint; eine überhäufte Popula-

tion (dieser von den meisten Staaten übel angewandte Finanzgrundsatz —) und der Mangel an Nahrungsquellen, der aus allzugroßer Volksmenge zu entstehen scheint, zwingt denn endlich wohl die menschliche Eigenliebe, jenen Geist der Geschmeidigkeit und der leidenden Unterwürfigkeit anzunehmen, der in einem Zeitpunkt wie der unsrige, vielleicht schon anfängt, Nationalgeist zu werden, und der auch um so nöthiger zu seyn scheint, da unsre einstweilige Fortdauer, und ich möchte beinahe sagen: Existenz, so oft von den Launen, Neigungen und Leidenschaften anderer, mit welchen uns unser Geschick in Collision bringt, bestimmt und fortgerissen wird, zwingt uns, daß wir uns entweder in den herrschenden Genius fügen, oder, wie Diogenes in seiner Tonne — Welt und Menschen fliehen müssen.

Daß es übrigens immer ein trauriger unangenehmer Zustand für jede nach Wahrheit und moralischer Vollkommenheit emporstrebende menschliche Seele sey, wenn sie sich durch tausenderlei traurige Verhältnisse gezwungen sieht, die Sitten ihres Zeitalters, wo nicht laut, doch stillschweigend zu billigen, ist ohne allen Zweifel. Aber eine Reihe

von traurigen Erfahrungen wird es ihn gelehrt haben, daß es gerade die nöthigste Lebensregel sey, in einem Zeitalter wie das unsrige, jene Lehre der tiefsten Weisheit zu befolgen, und Schlangenklugheit mit Taubeneinfalt zu verbinden. Da wo die Menschen noch im Stande der Natur sich mit Obst, Wurzeln und Wasser befriedigten, da, wo die kleine Anzahl der Menschen sich durch Menschenliebe und wechselseitige Dienstleistung mehr mit einander verband; da, wo der Erfindungsgeist der Menschen noch in seiner ersten Kindheit überall durch die spendende Natur sich vorgearbeitet sahe, ohne die Bedürfnisse des Luxus zu empfinden, die jetzt so manchen unglücklich machen; da war jene Lehre von minderer Erheblichkeit. Aber jetzt, wo die Produkte der Natur gleichsam erschöpft sind, wo tausend Menschen oft nach Einem Ziel jagen, wo die Eigenliebe, durch Wissenschaft und Aufklärung gleichsam geläuterter, durch alle die unzähligen Fächer der Leidenschaft sich ergießet; da ist eine gewisse Klugheit des Lebens gewiß unentbehrlich, da muß Wahrheit als eine Operation angesehen werden, die nur dann von guter Würkung seyn wird, wenn sie an den Patienten (und das sind heut zu Tage beinahe alle Menschen) ohne

großen Schmerz kann verrichtet werden. Viel Gutes wird durch einen unzeitigen und übelangebrachten Reformationseifer verhindert; mancher Erfolg ist bloß darum der schlechteste, weil die Wahrheit zu früh, zu laut, zu ungekünstelt erscholl.

Die Menschen liegen alle — der eine mehr der andere weniger — am Irrthum krank. Die moralischen Irrthümer sind darum die unheilbarsten, weil sie mit dem eigentlichen Ich des Menschen zu genau verwebt sind. Soll Wahrheit Eindruck auf solche Menschen machen, so müssen selbst die kleinen Täuschungen der Aerzte, dem Wahrheitslehrer zum Maaßstabe dienen, um auf eine ähnliche Art die bitterste unter allen Arzeneien: Wahrheit mit etwas angenehmen zu vermischen. — Daher läßt sichs denn auch erklären, wie der Heuchler, der seine bösen Absichten mit Hülfe der Verstellung zu erreichen sucht, immer über den offenen geraden Biedermann den Sieg davon trägt, weil dieser geradezu alle Verstellungskunst als schändlich verwirft, durch eine übertriebene Wahrheits- und Aufrichtigkeitsliebe, nicht sich selbst und andere unglücklich macht. "Jede "Verstellung, sagt die fromme Einfalt, ist sünd-

"lich"! aber die wahre ächte Klugheit des Lebens sieht die Verstellungskunst nur dann dafür an, wenn dadurch böse Absichten erreicht werden sollen. Für sich betrachtet gehört sie mit allem Rechte unter die so nöthigen Verwahrungsmittel des Menschen, durch die er sich vor den Streichen des Bösewichts sichert. Die Verstellung ist also in diesem letztern Falle nicht allein löblich, sondern auch selten zu entbehren. Wie oft kann man dadurch, ohne jemanden zu nahe zu treten sein eigen Glück gründen, anderer ihres befördern, oder welches fast eben so viel ist, anderer Unglück verhüten. Dem Reinen ist alles rein!

Man wird also von selbst einsehen, daß die Absicht allein unser Werk und unsre Verfahrungsart adelt, so sehr auch Moralisten diese Wahrheit durch den bekannten Satz: man muß keine gute Absicht durch schlimme Mittel zu erreichen suchen, zu verdrängen suchen.

Ich bin z. B. in einer Situation, wo ich täglich Augenzeuge von Handlungen bin, die mein Herz, das vielleicht nach edeln Grund,

Grundsätzen zu handeln gewohnt ist, verwunden. Aber ich habe hier meinen und meiner Familie nothdürftigen Unterhalt; ich habe weiter keine Gönner und Freunde von denen ich mir Unterhalt versprechen könne; ich habe durch meine treuen Dienste mir die Liebe und das Zutrauen meiner Obern erworben, mein Einfluß auf sie hat also eine gewisse Kraft. Ich habe die Neigungen des Menschen überhaupt, so wie die meiner Obern besonders studirt; dieses Studium hat mich die große obige Wahrheit gelehrt: daß der Mensch selten das seyn will, was er ist. Ich habe hier nur zwei Wege: entweder ich rede, widersetze mich denen Handlungen die ich sehe, geradezu; aber der Verlust meines Brodtes ist eine unmittelbare Folge davon; — oder ich schweige, weil ich weiß, daß durch mein Reden das Böse doch nicht gehindert wird; im Gegentheil durch mein Nachgeben, durch Schonung und Nachsicht, und durch eine unvermerkte bessere Richtung, die ich der Leidenschaft zu geben verstehe, manche traurige Würkung derselben wieder gut gemacht wird. Auf diese Art bleibe ich immer in meiner Situation, begnüge mich an dem wenigen Guten, was

ich leisten kann, und meiner Familie bleibt ihr Erhalter, Beschützer; und mancher Unglückliche verehrt mich als den, der sein Elend, wo nicht ganz zu heben, doch zu lindern suchte. Wie handle ich nun? Ich schweige, weil ich es nicht ändern kann. Rede ich aber deswegen durch dieses mein Nachgeben, durch mein Schweigen, diesen groben vorsetzlichen Ausbrüchen der Leidenschaft das Wort? Helfe ich sie befördern, oder gebe ich ihnen Nahrung? Vielleicht legt sie der Kurzsüchtige der meine Situation und die traurigen Collisionsfälle, in denen ich lebe, nicht kennt, so aus; vielleicht dichtet er mir eigennützige Absichten an. Aber auch dies kann und darf mich nicht bestimmen, mich in meiner Verfahrungsart irre zu machen. Ich weiß es ja aus Erfahrung, daß das menschliche Herz selten so verderbt ist, das nicht über lang oder kurz Schonung oder Nachsicht einigen Eindruck auf dasselbe machen sollte; denn eben dieses Herz, aus welchem sich so viel schädliches ergießt, hat auch gewiß immer ein Gegenmittel in sich, dieses Schädliche unschädlich zu machen. Werde ich aber wohl Gelegenheit haben dieses Gegenmittel, diese gute Seite des menschlichen Herzens aufzusuchen, wenn ich nicht auf ge-

wisse Weise mir das Vertrauen dieses Herzens erworben habe? aber werde ich wohl dasselbe auf einem andern Wege gewinnen, als wenn ich es mit Schonung und Nachsicht behandle? Habe ich denn erst diese gute Seite des Herzens aufgesucht, dann werde ich erst gewahr werden, daß es zwar ein unmögliches Ding sey, Leidenschaften, die durch Gewohnheiten und Jahre fest gewurzelt sind, auszurotten, daß es aber doch in mehr als einer Hinsicht möglich sey, diesen Leidenschaften eine solche Richtung zu geben, daß doch auch neben vielem Bösen, welches man nicht immer wird verhüten können, doch auch manches Gute gewürkt werden wird.

Je besser ein Mann sich in die Verhältnisse des Lebens zu schicken weiß, desto weiser ist er mit allem Recht. Will man diesen Grad von Weisheit erlangen, so studire man sorgfältig die Verhältnisse, in welchen man mit andern steht; mit Hülfe dieses Studiums kann man sich auf alle die Gegenstände verbreiten, die auf unser Schicksal hienieden Einfluß haben. Selbst in den genauesten gesellschaftlichen Verbindungen: in der Freundschaft, in der ehelichen Liebe hängt

nicht selten ein großer Theil unsrer Ruhe, und des gewissesten Genusses unsers Lebens davon ab, unser Betragen gegen sie so einzurichten, als es die Natur unsres Verhältnisses gegen sie fordert; — oder wenn wir, mit andern Worten, die Kunst verstehen, unserm Gatten, unserm Freunde so unentbehrlich zu werden, daß wir ihre Herzen nach allen unsern guten und redlichen Absichten zu lenken wissen. Unvermerkt verschaffen wir uns dadurch eine Gewalt über sie, die sie nicht fühlen, und uns doch das unaussprechliche Vergnügen gewähren, sagen zu können: ich habe sie ganz in meiner Gewalt. Das ist wahre Weisheit, wahre Philosophie des Lebens, wenn wir aus den würklichen Fehlern unserer Mitmenschen nach Beschaffenheit unsrer Lage, unsres größern, oder geringern Einflusses auf sie, und nach Beschaffenheit unserer übrigen Verhältnisse so viel gutes ziehen, als uns möglich ist; daß wir ihre Wirkungen so unschädlich zu machen suchen, daß durch eben diejenigen Leidenschaften, Launen und Neigungen, die von ihrer schlimmen Seite betrachtet, so fürchterliche Uebel anrichten können, und so schädliche Einflüsse haben, wahres Menschenwohl gewirkt wird.

Daß sich hierüber keine besonderen Regeln geben lassen, wo es immer auf Zeit, Lage, Verhältniß und Umstände in denen man lebt, ankömmt, wird ein ieder von selbst einsehen. Das einzige, was ich als sicher voraus setzen kann, ist: eigne und unwandelbare Rechtschaffenheit und Redlichkeit. Diesen Stempel müssen alle unsere Handlungen an sich tragen; wo dieser fehlt, da wird es uns nur selten gelingen das Vertrauen anderer uns zu erwerben, das uns doch in dieser Rücksicht so unentbehrlich ist. Und in den Händen eines Bösewichts wird Philosophie des Lebens eine desto gefährlichere Wissenschaft, da es ihm nicht darum zu thun ist, um Menschen, sondern nur um sich selbst zu beglücken. Er müßte es in der Verstellung sehr weit gebracht haben, wenn seine Herrschaft von langer Dauer seyn sollte; denn selbst der niedrigste Sklave der Leidenschaft wird in gewissen Stunden der Nüchternheit und des kalten Nachdenkens, doch immer den rechtschaffenen Mann von dem Schurken zu unterscheiden wissen. Es ist dem Laster eigenthümlich, daß es die Achtung unter Personen, die sich zur gemeinschaftlichen Uebung desselben vereinigen, erst schwächt, dann ganz tilgt, dann einen gegen-

seitigen Eckel im Umgange, und endlich einen würklichen Haß hervorbringt. Die würkende Ursach davon ist: die völlige Blöße, in der solche Personen sich einander zeigen, und die völlige Darstellung ihrer befleckten Seelen, und endlich die niedrige, unedle Art der Vertraulichkeit, darinnen sie mit einander leben. Das bestätigt die Erfahrung alle Tage durch Beispiele aus allen Ständen der Menschen. Woher kommt es, daß lasterhafte Fürsten ihre eben so lasterhaften Lieblinge mit der Zeit überdrüßig werden, anfangen sie zu hassen, und zuletzt schimpflich verstoßen? Daher, daß jene den Liebling in allzuvertraulichem Umgange ihre Schwächen und Blössen sehen liessen; dies minderte nothwendig den Respect des Favoriten. Er hört auf, in der Person des Prinzen den gebietenden Herrn zu sehen, und betrachtet ihn bloß als den fehlerhaften, schwachen Menschen. Er vergißt sein Verhältniß als Untergebener, und setzt sich in die Klasse der unentbehrlichen Freunde hinauf, mißbraucht die Herablassung, deren er gewürdiget ward, vergißt die Unterthänigkeit und Unterwerfung, die er dem Fürsten als Fürst — schuldig ist, wird stolz und ausgelassen, und der Fürst, der die Quelle kennt,

daraus diese sichtbare Geringschätzigkeit des Favoriten entspringt, wird ihn nun nothwendig verachten, muß ihn hassen, und zuletzt gänzlich stürzen, um nicht mehr einen Menschen um sich zu haben, der ihn zu genau kennt, und der es wagen könnte, ihn als einen Sklaven der Leidenschaft (der er doch zu seyn sich selber nicht gesteht) zu behandeln. — So geht es mit dem Herrn und Diener in allen Arten gesellschaftlicher Verbindungen, zwischen Gemal und Gemalin, zwischen Mann und Weib, und zwischen dem lasterhaften Freunde und dem zügellosen Genossen seiner Laster und Ausschweifungen.

Ich habe diese kleine Abweichung von meinem Wege um so nöthiger gefunden, da sie die Gründe enthält, warum ich eigne Rechtschaffenheit von dem fordre, der Lebensklugheit erlernen und Gutes damit stiften will, und die zugleich den Unterschied zwischen dem Zweiächsler, und dem, der durch Lage und Verhältnisse gezwungen wird, sich nach den Launen, Neigungen und Leidenschaften anderer zu schmiegen, festsetzt. Der rechtschaffne Mann hat seine Grade, die er nicht übersteigt, ob er gleich so lange nachgiebt, als es ihm möglich ist, und so lange

er noch Hoffnung hat, wenn auch nur wenig, Nutzen zu schaffen. Nur Stolz und Vorurtheile hindern jene Billigkeit, jene Nachsicht, die wir von andern verlangen können, und selbst so selten ausüben, und die der Stifter unsrer Religion uns doch so nachdrücklich empfiehlt. Aber der wahre Menschenfreund, dessen offene, empfängliche Seele am allgemeinen Menschenwohl und jedem Menscheninteresse insbesondre Theil nimmt, setzt sich über jene Vorurtheile hinweg. Er weiß es, daß es die unzubestreitende Bestimmung des Menschen ist, des menschlichen Elends, so viel als es seine Kräfte erlauben, weniger zu machen; er allein kann dann auch nur den Sinn jener großen Lehre: richtet nicht! in ihrem ganzen Umfange fühlen. Voll von diesem großen Gedanken wird er unschuldiger Vorurtheile schonen, Albernheit und Stumpfsinn übersehen, und jeden in seine natürliche Lage zu rücken verstehen. Die Eigenliebe, diese große Triebfeder des Menschen, wird er lenken, und alle mit seinem theilnehmenden Herzen beglücken. Man lasse diesen in allen Lagen, in allen Verhältnissen des Lebens auftreten; er wird in jeder zu Hause seyn, und nicht bloß gefallen, sondern sich auch bald Achtung und Zutrauen zu er-

werben wissen. Bei seiner Duldsamkeit für alles, was nur Duldung verdienen mag, wird er immer der Ueberzeugung folgen, daß der Eigenliebe und Leidenschaft, die man bessern will, mit unter nachgesehen werden muß, und daß meistens unsere Vorurtheile, Begriffe, Fehler und Schwächen nothwendige Folgen angeborner Anlagen unsrer Erziehung und der Umstände sind, durch welche uns Schicksale und Menschen fortdrängten. So wird er sich in alle Sitten, Gebräuche und Neigungen fügen, sich nie als Modell über andere hinauf stellen, nicht ewig über Verbesserung und Vervollkommung schreien, und nicht links und rechts mit absprechendem Lob oder Tadel um sich herum werfen. Bei seinem warmen Wohlwollen und Theilnehmung an allem, was Menschen angeht, wird er stets nach den Seiten forschen, durch welche er zum Herzen kommen, wo er sich Liebe und Zutraun erwerben, und selbst Wünsche und Leidenschaften ins Spiel ziehen kann. Und dann wird er sanft und unvermerkt zu dem Ziele hinschreiten, welches ihn Rechtschaffenheit und jedesmaliges Verhältniß anweisen, ohne seiner wahren Würde im mindesten etwas zu vergeben, ja selbst ohne größere Pflichten kleineren aufzuopfern.

Und hier, Freunde und Freundinnen, haben Sie meine Bedenklichkeiten über Wahrheit. So wie die Wahrheit in anderen Fällen das größte Gut ist, womit die Vorsicht die Menschen beglücken konnte, so ist es doch auch in einer so unvollkommnen Welt, wo das Gute und Böse in die feinsten Linien zusammenfließt, eben so wahr, daß es Lagen und Verhältnisse giebt, wo die Wahrheit eben so schädlich, als der verderblichste Irrthum werden kann. Und so lange die Menschheit nicht mehr moralische Größe erhalten wird, dürften diese Lagen und Verhältnisse wohl immer nicht ganz unwichtige Hindernisse zur Ausbreitung des Reichs der Wahrheit seyn. —

W — g — r.

Beantwortung dieser Bedenklichkeiten.

Daß das Fügen und Schmiegen in menschliche Launen, Neigungen und Leidenschaften eine der vornehmsten Regeln der Philosophie des Lebens sey, ist ein Satz, der näher bestimmt

werden muß, wenn er richtig seyn soll; wenigstens ist es kein allgemeiner Satz, der in allen Fällen angewendet werden kann, indem es doch immer nach der Hauptregel der Moral darauf ankommt, wie die Absicht desjenigen beschaffen sey, der die Wahrheit verschweigt, um sich nach den Launen, Neigungen und Leidenschaften eines andern zu richten. Nur die Absicht des Handelnden macht eigentlich die Handlung böse oder gut. Dieser Satz ist der erste Grundstein der Moral; der zweite aber: daß man unter zwei guten Dingen sich immer zu demjenigen entschließen müsse, welches besser ist. Denn es ist ganz gewiß, daß um ein moralisch guter Mensch zu seyn, nicht genug sey, bloß gut zu handeln; sondern daß man sich immer angelegen seyn lassen müsse, das zu thun, was besser ist.

Diese zwei Sätze machen die Grundregel der Moral, und überhaupt der menschlichen Weisheit aus, und da die Absicht des Handelnden gemeiniglich durch Umstände bestimmt wird, so hängt es hauptsächlich von der Lage der Umstände ab, ob diese oder jene Sache gut oder böse, ob sie gut, besser, oder die beste sey.

Diesemnach hat es auch seine vollkommene Richtigkeit, daß derjenige, der auf diesem

Wohnplatze der Menschen vergnügt, ruhig und glücklich leben will, denjenigen Satz, den uns der Verfasser der Bedenklichkeiten anrathet, nicht außer Acht lassen müsse; allein in der Ausübung wird immer eine besondre Klugheit erfordert, um nicht durch eben diesen Satz den Endzweck zu verfehlen, den man dadurch erreichen will.

Ich schäme mich nicht, öffentlich zu bekennen, daß ich für Wahrheit und Tugend Enthusiast bin, und gestehe es aufrichtig, daß ich selbst einer von denjenigen bin, die dem Verfasser der Bedenklichkeiten den Einwurf wiederholen, den er sich selbst gemacht und beantwortet hat. Allein man lese nur seine Antwort, und man wird finden, daß der Einwurf nichts weniger als gehoben sey. Ich habe kein so glückliches Geschick, welches mich von andern ganz unabhängig machte, und doch bleibe ich der Wahrheit in jedem Falle treu, wenn es mir gleich zum Nachtheile gereicht. Nur mache ich einen sehr großen Unterschied zwischen: Wahrheit sagen, und verschweigen, da die Wahrheit, so wie jede andre menschliche Tugend, sich bloß nach den Vorschriften der Klugheit (dieser Hauptugend unter allen Tugenden der Menschen) richten muß, um nicht aus

dem Gebiete derjenigen Pflichten zu schreiten, die dem Menschen durch die unabänderlichen Verhältnisse seines Wesens von der Schöpferhand vorgezeichnet sind. Immer muß der Geist des Menschen nichts als Wahrheit suchen, sich bloß nach dieser richten; aber nur sehr selten tritt der Fall ein, wo der Mensch verpflichtet wäre, auch das in sichtbaren Handlungen zu äußern, was sein Geist fühlt. Ich erkenne und schätze dich für weiter nichts, als wofür dich deine Handlungen ausgeben, ist ein Satz, den gewiß kein Freund der Wahrheit, so wie er da steht, ohne alle Einschränkung und nähere Bestimmung, behaupten wird. Denn wer hat mich wohl zum Richter fremder Handlungen bestellt? Giebt es wohl nur Eine Gattung von menschlichen Handlungen, und ist wohl jeder Mensch der Richter seines Mitmenschen? Die Lage der Umstände kann allein diese Fragen beantworten. Ich bin z. B. im Staate zum Richter meiner Mitbürger aufgestellt; sie sind mir von ihren Handlungen Rechenschaft zu geben schuldig, aber freilich nur in so fern, als sich diese Handlungen auf die Gesetze des Staats beziehen; und nicht ich, sondern bloß diese Gesetze haben Macht und Recht, über diese Handlungen das Urtheil zu sprechen. Wie oft ist das Gewebe

menschlicher Handlungen so dicht in einander verwickelt, daß es der menschliche Geist unmöglich durchschauen kann? Und ist es wohl nicht Vermessenheit, ist es nicht die offenbarste Verletzung der heiligsten Pflichten des Menschen, wenn ich zum Nachtheile meines Mitmenschen weiter zu sehen vorgebe, als meine Gesichtskraft reicht? Freilich kommt es hier auf die vielen verschiedenen Verhältnisse an, in welchen ein Mensch mit andern Menschen stehet; unsre Gerechtsame, so wie unsere Pflichten theilen sich beinahe in so viele Gattungen ab, als es Gegenstände in und außer uns giebt. Wären wir bloß Menschen, bloß im Naturstande, ohne weitere Verhältnisse, so würde es uns sehr leicht seyn, unsere Gerechtsame und Pflichten auf das pünktlichste zu bestimmen; allein wir sind zugleich Staatsbürger, sind Väter, Mütter, Kinder, Vorgesetzte, Untergebene, u. s. w und jede dieser Eigenschaften giebt uns andere Gerechtsame, legt uns andere Pflichten auf.

Daher wird es dem ächten Weisen so schwer, solche Wahrheiten zu entdecken, die allgemein und in jedem Falle verbindlich sind. Ich stimme dem Verfasser der Bedenklichkeiten aus voller Seele bei, daß jeder Mensch in allen

für erdenklichen Fällen, folglich immer und überall, tolerant seyn müsse; aber daraus folgt noch nicht, daß ich auch verpflichtet sey, den Schurken für einen Biedermann zu halten, wenn er gleich mit Kronen gestempelt ist. Es giebt im Staate gewisse Aemter und Würden, die von mir Hochachtung oder Ehrfurcht fordern, aber immer bleibt ein sehr großer Unterschied zwischen der Würde und dem Manne, der sie bekleidet; und nach dem Unterschiede des Gegenstandes richten sich auch dergestalt die Pflichten, daß sie nothwendigerweise auch verschieden seyn müssen.

Menschen hassen, verfolgen, bleibt immer eine böse That; aber wie oft macht Selbsterhaltung, wie oft das, was wir andern schuldig sind, es zur Pflicht, daß wir den Bösewicht entlarven, und ihn durch diese Entdeckung außer Stand setzen, uns und andern schädlich zu seyn? Ich weiß nicht, und kann es auf keine Art begreifen, wie der Verfasser der Bedenklichkeiten sagen könne, daß es Pflicht, und zwar heilige Pflicht sey, die Menschen so zu nehmen, wie sie sind. Ich mag das Gesetzbuch der Vernunft durchblättern, wie ich nur will, so kann ich doch von dieser Pflicht nicht die

geringste Erwähnung darinnen finden; es ist nur ein Satz der bürgerlichen Klugheit, den uns tägliche Erfahrung bestätigt, daß man die Menschen nicht für besser halten müsse, als sie würklich sind, und eben das, daß der Mensch selten für das angesehen seyn will, was er ist, zwingt mich, gegen ihn mißtrauisch zu seyn. Der Verfasser der Bedenklichkeiten scheint mit der Geschichte eines Christus, Paulus, Petrus u. s. w. nicht genugsam bekannt zu seyn, wenn er sie bloß für Märtyrer der Wahrheit zum Beispiele anführt; sie waren bloß Märtyrer der damals herrschenden Unwissenheit und Unmenschlichkeit, die freilich noch bis auf gegenwärtigen Augenblick nicht ganz entthront sind. Ich lasse mich nicht in die Frage ein, ob diese Männer, die man für Märtyrer der Wahrheit ausgegeben hat, bloß Wahrheit gesagt haben, oder nicht, und will es auch nicht entscheiden, ob sie bei der Bekanntmachung der Wahrheit auch jenen Pflichten treu geblieben sind, die jedem Menschen von der Klugheit, d. i. von der Vernunft vorgeschrieben werden; aber so viel weiß ich doch aus Ueberzeugung, daß man sie immer auf eine ungerechte, unmenschliche Art verfolgt hat.

habe. Aus dem, daß es Strassenräuber giebt, folgt noch nicht, daß es jeder Mensch zur Hauptregel seiner Handlungen nehmen müsse, ja nie auf der Strasse zu erscheinen; und aus dem, daß Wahrheit verfolgt wird, folgt würklich noch nicht, daß man sie verschweigen oder verhelen müsse; nur sagt uns die Klugheit, daß wir eben wegen dieser Verfolgungen mit besondrer Behutsamkeit zu Werke gehen müssen, so oft uns Ueberzeugung sagt, daß wir Wahrheit zu entdecken verpflichtet sind. Der Strassenräuber macht mich nur behutsamer auf der Strasse, und der Feind der Wahrheit macht, daß ich es mir jedesmal auf das Beste angelegen seyn lasse, sie vor seinen Verfolgungen und Anfällen sicher zu stellen. Nie verschweige die Wahrheit, ist hierinnen mein Hauptsatz, und ich darf ihn jedermann anrühmen; aber entdecke sie ja niemals eher, als bis du vollkommen versichert bist, daß sie ganz gewiß siegt.

Sehen Sie hier einen Satz, der wichtig ist, aber der auch einer sehr langen und weiten Erörterung bedarf, um jedermann verständlich zu werden. Millionen und bei-

nahe unzählige Menschen haben bisher den Erdball bewohnt, und von Anbeginn der Welt bis jetzt sprachen die Menschen immer von Wahrheit; ja es ist allgemeiner Naturtrieb aller Menschen, dem keiner widerstehen kann, nur Wahrheit zu suchen; allein, — — ich sehe hier ein Meer, das noch kein menschlicher Verstand durchgeschwommen ist; und sollte jemals ein einziger Mensch erscheinen, der durchaus in allen seinen Gesinnungen, Worten und Werken nichts als Wahrheit äußerte, so würde es ganz gewiß das gröste Wunderwerk seyn, das uns das Weltall vorstellen kann.

Füge dich in den, mit welchem du in näherer oder entfernterer Verbindung stehst, ist eine sehr kluge Regel, die uns der Verfasser der Bedenklichkeiten vorlegt; allein er that sehr übel, daß er sie blos denjenigen anempfohl, welchen das Schicksal die völlige Unabhängigkeit versagt hat. Kein Mensch auf der Welt ist ganz unabhängig, und wär es auch jemand, so bleibt doch Nachgiebigkeit immer eine Tugend, die jeder Mensch ohne Ausnahme sich eigen zu machen suchen muß; sie bleibt immer Pflicht für jeden Menschen ohne Ausnahme, da je

de was immer für Namen habende Tugend für jeden Menschen ohne Ausnahme Pflicht ist. O lesen Sie den 3ten und 4ten Band meiner Flora, wo ich das vollständige Verzeichniß aller nur erdenklichen Tugenden, aller Fehler und Laster darstelle, und diese einzige Kenntniß ist der kräftigste Bewegungsgrund, wodurch wir zur Erwerbung der Tugenden und Vermeidung der Laster angetrieben werden können. Denn die meisten Menschen sind blos darum nicht tugendhaft, sind blos darum mit Fehlern behaftet, weil sie nicht wissen, was Tugend, Fehler, Laster sey.

Nicht zur Unzeit Wahrheit reden, ist ebenfalls ein sehr kluger Rath, der freilich zuweilen und fast immer befolgt zu werden verdient, aber wo auch das schwerste darinnen besteht, daß man genau die Zeit und Unzeit von einander zu unterscheiden wisse. Wir trauen unsrer Klugheit auf einer Seite zu viel, so oft es darauf ankommt, das zu thun, was uns angenehm ist, und trauen ihr auf der andern Seite zu wenig, sobald die Rede von der Erfüllung unserer Pflichten ist.

Unmöglich kann ich dem Verf. d. Bed. beistimmen, daß die vornehmste Quelle des menschlichen Elendes im unzeitigen Gebrauche der Wahrheit liege; indem es eine sehr große und wichtige Frage ist, ob Wahrheit würklich jemals zur Unzeit erscheinen könne. Es ist würklich eine wunderliche Forderung, wenn man von uns verlangt, daß man darum Wahrheit verschweige, weil sie der andre nicht ertragen kann. Also soll ich darum im Finstern herumtappen, weil dem andern das Licht beschwerlich fällt; oder soll sich wohl die allgemeine Natur nach den Launen und Thorheiten jedes einzelnen Menschen richten? Jeder Mensch ist von Natur dazu verpflichtet, immer und überall der Wahrheit treu zu bleiben; dies ist Naturpflicht, und wer immer mich darum verfolgt und haßt, weil ich ihm Wahrheit sage, bekennet dadurch selbst, daß er es nicht verdiene, Mensch zu seyn. Nur er verletzt seine Pflichten, da er mir wegen Wahrheit feind wird; wo steht wohl das geschrieben, daß ich darum die Erfüllung meiner Pflichten unterlassen müsse, so oft der andre dadurch zur Verletzung der seinigen verleitet werden könnte?

Der Verf. vermengt hier Geschmeidigkeit mit Nachgiebigkeit, Laster mit Tugend, und dies rührt von unserm unbestimmten, unsinnigen Sprachgebrauche her, da wir uns nicht bemühen, jeder Sache einen bestimmten Namen zu geben. Nachgiebigkeit ist in meinem Wörterbuche eine Tugend, dahingegen das, was wir Geschmeidigkeit nennen, in die Klasse der Fehler gehört. Es würde Unsinn seyn, wenn ich jemanden in der Raserei seines unbändigen Zorns unaufgefordert, ohne Pflicht, zur Gelassenheit und Sanftmuth bewegen wollte; ich würde dadurch nur Oel ins Feuer gießen, und dies fordert von mir Wahrheitsliebe nicht; aber es frage mich jemand, der dazu berechtigt ist, um meine Meinung über diesen Zorn; es sey für mich Pflicht, seine Frage zu beantworten, und es wird nach meiner Einsicht auch für mich Pflicht seyn, ihm gerade zu sagen, daß seine Handlung böse sey. Wer nachgiebt, billigt dadurch die Handlung nicht, und nur dann werde ich der Wahrheit untreu, wenn ich das auf was immer eine Art billige, was verworfen zu werden verdient. Um der Wahrheit treu zu bleiben, braucht man nicht wie Diogenes in einer Tonne Welt und Menschen zu fliehen; man kann würklich der

artigste Weltmensch seyn, ohne jemals der Wahrheit untreu zu werden. Es kömmt hierinnen auf Klugheit an, die aber freilich nicht jedermanns Sache ist.

Eben so finde ich keinen Fall nur möglich, wo ich gezwungen seyn könnte, wenigstens stillschweigend das zu billigen, was verwerflich ist. Die Schlangenklugheit wird hier von dem Verf. in einem sehr unrichtigen Sinne genommen, da Falschheit und Klugheit sich eben so wenig mit einander vertragen können, als was offenbar Tugend und Laster ist. Es verräth viel Witz, was der Verfasser bei dieser Gelegenheit sagt, aber sein Aufsatz ist mehr Satire, als Wahrheit; wenigstens muß man nie von dem was ist, auf das was seyn sollte, schliessen, noch umgekehrt. Der Verfasser hat es sehr gut beschrieben, wie die Leute jetzt sind, aber daraus folgt noch nicht, daß sie auch so seyn müssen. Verstellung bleibt immer und überall entweder Fehler oder Laster, aber wer wird wohl jemals beweisen können, daß die Klugheit wann immer von uns Verstellung verlangt? Heist wohl das vorstellen, wenn ich zu dem stillschweige, was mich nichts angeht; oder kann ich wohl das Klugheit nennen,

wenn ich gerade das Gegentheil von dem sage, was ich mir denke? Ein Beispiel, und zwar aus meiner eignen Lebensgeschichte wird diesen Gegenstand in ein helles Licht setzen. Es fragte mich die verstorbene Kaiserin in einem sehr kritischen Zeitpunkte, wo sie eben bei der übelsten Laune war, ob ich einen einzigen glücklichen Unterthan in ihren Staaten kenne? Unbestimmt ja zu sagen, würde zwar der Wahrheit nicht unangemessen gewesen seyn, weil es doch unter der schlechtesten Regierung einige glückliche Menschen geben kann; aber hätte ich allgemein mit ja geantwortet, so würde ich in so weit wider Klugheit gefehlt haben, daß sie meine Antwort blos einer Schmeichelei zugeschrieben hätte. Das geringste Zeichen hingegen, wodurch ich meine ächte Gesinnung in dieser Sache entdeckt hätte, würde mir ganz ohnfehlbar manche Unannehmlichkeiten zugezogen haben. Ich mußte gleich aus dem Stegreif antworten, wo Ueberlegung nicht statt findet; und ich glaube, meinen Grundsätzen treu geblieben zu seyn, da ich trocken erwiederte: ich bin versichert, daß nicht ein einziger Unterthan in allen östreichischen Staaten zu finden ist, den Ew. Maj. mit Wissen und Willen unglücklich machen. Ich sah

Welt und Menschen, bin in den Geschichtsbüchern nicht wenig bewandert, da Geschichtskunde eine meiner Hauptbeschäftigungen ist; aber ich fand würklich noch keinen einzigen Fall, aus welchem man sich ohne Verstellung nicht helfen könnte; und es kann nicht anders seyn, da es der Weisheit des Allschöpfers gerade entgegengesetzt ist, daß in dem Weltalle nur ein Fall möglich seyn könnte, wo was immer ein Fehler oder ein Laster erlaubt ist. Ich verwerfe daher alles das, was der Verf. d. Bed. über Verstellung sagt, und bin versichert, daß mir jeder Vernünftige beistimmen wird. Die Fälle, die er aufstellt, gehören gar nicht hierher, weil sie blos solche Fälle sind, wo es keinem zur Pflicht wird, geradezu Wahrheit zu sagen. Ich schweige, weil ich es nicht ändern kann, ist Sprache der Bosheit, Sprache der Fehler und Laster; sie ist gewiß nicht Tugendsprache; denn welcher Vernünftige wird wohl behaupten wollen, daß man nur dann reden müsse, wenn man die Sache ändern kann. Jeder muß für seine Handlungen stehen, und aus dem, daß nicht ich, sondern blos der andre die Macht hat, z. B. eine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, folgt nicht, daß ich zu dieser Ungerechtigkeit schwei-

gen müsse; es ist vielmehr Pflicht, und zwar überhaupt Pflicht eines jeden Menschen, daß er da laut aufschreie, sobald er nur muthmaßet, daß was immer einem Menschen Unrecht geschicht. Sonst muß alle Moral aufhören, und alle unsere Pflichten sind nichts als Kinder- und Wortspiele. Der Verfasser der Bedenklichkeiten hat hier seine Grundsätze blos nach machiavellischer Richtschnur abgemessen, und ob er gleich einige sehr gute und richtige Sätze vorbringt, so heist doch sein ganzer Aufsatz nichts, und ich habe blos darum eingewilliget, daß er diesen Blättern eingerückt werde, damit ich meinen Lesern und Leserinnen öffentlich ein Beispiel aufstellen könne, wie behutsam man bei Lesung der Bücher zu Werke gehen müße. Nicht alles was glänzt ist Gold; nur der Unsinnige kann sagen, daß dieses oder jenes wahr seyn müsse, weil es gedruckt steht. Man muß jeden Satz eher wohl prüfen, bevor man ihn zur Lebensregel wählt; und dies in keinem Fache mehr, als im Fache der Moral.

Ich breche hier diesen Aufsatz blos darum so plötzlich ab, ohne mich weiter mit den Behauptungen des Verf. d. B. abzuge-

ben, weil ich in dem Gebiete der Wahrheit durch diese Blätter sowohl, als durch meine andern Werke, noch sehr oft meine Leser und Leserinnen herumführen werde, um ihnen blos durch ihre eigne Erfahrung zu zeigen, was Wahrheit sey.

Eine Reise in den Mond von den sieben Weisen

(Nach dem Englischen.)

Es war bei einem frölichen Gastmal, das Solon gab, wo alle Weisen Griechenlands versammelt waren, und wo neben dem attischen Witz und der muntern Laune so manche ernsthafte Sache betrieben, und so mancher fromme Wunsch gethan wurde. Ganz Athen hatte sich um die Tafel dieser grossen Männer versammlet und horchte den weisen Tischgesprächen zu. Die Unterredung fiel auch auf die Natur, und als man mannichfaltige Betrachtungen über die Erde angestellt hatte, ward man endlich darinnen einig, daß diese Kugel nur ein Stäubchen gegen die unermeßliche Summe der übrigen Welten, die als Sterne um uns schwebten, wäre.

Die Pokäle erklangen, der Chierwein erhitzte ihre Phantasie; man überzählte die Fixsterne und maß die Grösse dieser Sonnen aus, berechnete die sie umgebenden Planeten und erfüllte die Einbildungskraft mit den grössten und erhabensten Bildern. Ach, rief Bias, der jüngste unter ihnen, wie weit weiser würden wir seyn, wenn uns die Götter nur einen Augenblick sehen ließen was in jenen Welten vorgeht; wie weit mehr würden wir entdecken, wenn wir unsere astronomischen Beobachtungen nur aus dem Monde anstellen, und unsere Entdeckungen mit den Entdeckungen der Mondbürger vergleichen könnten! Hierin stimmten ihm alle bei. Glaubet mir, sagte Kleobulus, in dem er den Becher vom Munde zog: der Vorzug der Götter besteht blos darinnen, daß sie andere Welten bewohnen können. Der Aufenthalt von einer Stunde aus dem Monde, würde uns gewiß weit über sie erheben, oder uns doch ihnen an Einsicht gleich machen. So sprachen sie lange, alle gaben dem Bias und Kleobulus Beifall, alle fanden das Ende ihrer Weisheit im Monde. Da müßte die Sternkunde, die Geisterlehre, die Politik u. s. w. den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreichen.

Plötzlich unterbrach ein Donner ihre feurigen Wünsche, Bestürzung ergrif die Herzen aller Anwesenden, als man eine dunkle Wolke vom Himmel auf die Laube herab sich senken sah, in welcher die Weisen saßen. Eine allgemeine Stille folgte dem lauten Getümmel des Males, und man hörte aus der Ferne folgende Worte mit dumpfer Stimme: "Eure Wünsche sind erhöret; diese Wolke "wird euch in eine Gegend bringen, wo ihr "eure Wißbegierde befriedigen könnt. Statt "der verlangten Stunde, sind euch drei Tage "zum Aufenthalte vergönnt!

Und die Weisen fielen anbetend zur Erde. Aber die Wolke ergriff sie, und leichte Winde trieben sie gerade nach dem Monde hin, und in wenigen Stunden befanden sie sich in einem herrlichen Pallast. Das Modell schien von einem prächtigen Kunstwerke in Griechenland genommen zu seyn. Ein großer Saal war mit den schönsten Gemälden geziert, und in den Nebenzimmern hörte man eine sanfte Musik. An den Seiten standen Ruhebetten. Die Weisen waren von der langen Reise, die für sie so neu und unerwartet war, ermüdet, sie sanken auf die Sophas in die süssen Arme des Schlafs, und

erwachten erst spät am Morgen wieder. So vergieng ihnen der erste Abend.

Erst gegen Mittag entrissen sie sich dem angenehmen Schlummer, und nun waren sie begierig, das schöne Schloß näher zu betrachten, und wer wäre nicht mit ihnen neugierig gewesen! Kaum hatten sie einen flüchtigen Blick auf die schönen Gemälde, die erhabenen Säulen, auf das Schnitzwerk, die Vergeldung u. s. w. geworfen, so rief das Mittagsessen. Dies ging vor; man hatte noch dritthalb Tage und glaubte diese Zeit desto besser zur Erfüllung seines Zwecks anzuwenden. Denn mit leeren Magen läßt sichs nicht gut beobachten. Das Mal war, wie man leicht denken kann köstlich. Denn die Götter hatten es selbst besorgt. Unsre Weisen waren hier allein und sie überliessen sich völlig dem Wohlgeschmack; die Gerichte waren delikat, und solchen Wein hatten sie nie gekostet. Sie verweilten länger bei Tische, als sie sich vorgenommen hatten. Endlich sprang der eine von ihnen auf einmal auf, ich glaube, es war Solon selber. Sein Blick, hatte sich nach dem einen Fenster verirrt und stieß unvermuthet auf einen prächtigen Garten. Er war entzückt von al-

le den Schönheiten, die sich ihm darboten, und er schlug vor, diese Gärten zu besehen. Die Gesellschaft ließ sich dies sehr gern gefallen. Ihr Kopf war jetzt unfähig zu denken, und ihre Augen hatte der Wein zu astronomischen Beobachtungen eben nicht zum Besten vorbereitet. Ueberdem stellten ihnen die Gärten ein entzückendes Gemälde dar. Allenthalben herschte die reichste Mannichfaltigkeit der Gegenstände und des Geschmacks. Alles was England, Frankreich, Holland und China schönes erfunden hat, fand man hier vereinigt. Alles was Roman- und Reisebeschreiber je Bezauberndes ersonnen haben, das fand sich hier. Beim Eintritt verlohr sich der Blick in einer Menge Alleen, die die Natur selbst gepflanzt hatte, und am Ende derselben sahe man alte Ruinen. Hie und da eröfnete sich ein großer freier Platz mit Kaskaden und Springbrunnen besetzt, steile Felsen begrenzten auf der einen Seite den Blick, und eine Menge regelmäßiger Terrassen erhuben sich auf der andern; in den Wolken schwebten babilonische Gärten und Datteln und Kokosnüsse; Citronen und Apfelsina fielen von oben herab in den weichen Klee. Kunst und Natur, lachende und schauervolle Scenen, Majestät und Schön-

heit wechselte unaufhörlich mit einander ab. Wer könnte sich von solchen hinreissenden Gegenden losreissen! sie überließen sich bald der Freude, bald den melancholischen Gefühlen, die dies alles bewürkte, und die flüchtigen Stunden schwanden schnell dahin. Sie verirrten sich in den geheimnisvollen Gängen eines Labirinths, und das ferne Rauschen der Wasserfälle, das süße Gemurmel der Bäche, die zärtlichen Töne der Vögel, der einladende Sammet des grünen Rasens, das zarte Laub der jungen Bäume, das ihn überschattete, der Duft der Blumen, der mit jedem Schritte sich zu vermehren schien, hatte sie unvermerkt weit von dem Hause abgeführt, und hielt sie wie bezaubert zurück. Plötzlich erschien vor ihren Augen ein leichtes Heer von Nymphen und liebenswürdigen Jünglingen, deren jugendliche Spiele die Weisen aus ihrer Melancholie weckten, und ihnen das Bild der Unschuld und der Freude vorhielten. Endlich fiel den Weisen die Absicht ihrer Reise bei. Sie hatten Muth genug, diese hinreissenden Gegenden zu verlassen: aber schon umschleierte die Nacht den Mond mit ihrem schwarzen Gewande; sie kehrten also in ihren Palast zurück, und freuten sich über die Vergnügungen des genossenen Tages, fest

entschlossen, morgen den wichtigen Zweck ihrer Reise zu erfüllen.

Sie waren Weise, und also bedacht, ihren Vorsatz zu vollziehen. Kaum grauete der Morgen, als sie schon alle beisammen waren, ihre astronomischen Beobachtungen vorzunehmen. Die Instrumente wurden herbei geholt, und man war eben im Begriff, zu gehen, als sie 7 schöne Mädchen herbei schweben sahen. Es waren die, welche sie schon gestern unter allen übrigen Nimphen so bewundert hatten. Sie trugen Blumenkörbe mit Früchten, und kamen, die Weisen zum Frühstück einzuladen; und wer hätte die Einladung solchen Huldgöttinnen abschlagen können! Wie bald ist ein Frühstück genommen, und wie weit besser werden die Beobachtungen von statten gehen, wenn eine Gesellschaft von Grazien den Geist heiter gemacht hat! Dieser Aufenthalt verdient in den Augen aller Entschuldigung. Sie nahmen es also an. Die Huldgöttinnen suchten ihnen die schönsten Früchte selbst heraus, und überreichten sie ihnen mit einem so anziehenden Lächeln, mit so zärtlichen Blicken, daß die Weisen von Stein müßten gewesen seyn, wenn sie unempfindlich dabei geblieben wären. Einige

von

von ihnen fiengen an zu singen, und die Weisen waren trunken von Wonne; die Körbe wären noch nicht völlig leer, so fiengen sie an zu tanzen, und eine göttliche Musik erhob sich im nächsten Luftwalde. Sie streckten ihre schneeweissen Arme nach den bärtigen Weisen, und luden sie ein, ihrem Beispiele zu folgen; bisweilen berührete ihre zärtliche Hand den einen oder den andern unversehens, und das Feuer durchflog wie ein elektrischer Funken den Körper der alten Grauköpfe. Ihre jugendliche Kraft schien auf einmal sich in ihnen zu erneuren. Der älteste unter ihnen folgte der Nymphe zuerst. Und bald vergassen alle den astronomischen Kalkul. Gesang, Spiel und Tanz hatte ihren Busen entflammt, und eh sie sich besonnen, waren drei Viertel des Tages vorbei. Vom Tanze ermüdet, sanken sie nun in den Armen ihrer Tänzerinnen unter die schattigten Hecken, und siehe da! im Monde berückte Amor die Alten, welches ihm auf der Erde nicht hatte glücken wollen. Sie hauchten ihre letzte Kraft am vollen Busen wonnichter Mädchen aus, und sanken in die süßeste Ermattung.

Aber die Liebhaber der jungen Schönen warteten mit Ungeduld auf ihre Rückkehr.

Sie suchten sie allenthalben, und als sie nun die Entdeckungen hinter dem Gebüsch machten, entflammte die Eifersucht ihre Herzen. Voll Zorn fielen sie über die Alten her, und rächten ihre beleidigte Ehre durch große Mißhandlungen. Zum Glück kamen vernünftigere Einwohner dazu, welche die Greise in Schutz nahmen. Diese glaubten auf allen Seiten gekränkt zu seyn, und konnten ihre Beschimpfungen unmöglich verschmerzen. Sie nahmen sich daher vor, den jungen Leuten den Prozeß zu machen. Dies war ein großes Hinderniß, das sich ihren astronomischen Beobachtungen in den Weg stellte; aber es war nun unvermeidlich. Die Ehre gebot es. Ihre Glieder waren zerschlagen, ihre Seele mürrisch und verdrießlich. Am folgenden Tage, dies war der letzte, erschienen sie vor Gericht; es ward lange debattirt, und nichts zum Vortheil der Weisen entschieden. Dies machte sie noch unwilliger. Sie wollten nun vor das Tribunal des Jupiters selbst, der aber, statt sie zu hören, ihnen die Wolke zuschickte, in der sie wieder nach Athen zurückkehren mußten.

Eine zahllose Menge von Griechen hatte sich aus allen Gegenden an dem Platze versammelt, wo die Wolke wieder niedersteigen

sollte. Jetzt sah man sie sinken, noch heller und leichter, als da sie hinauf stieg; die Weisen traten hervor, das Volk drängte sich um sie, und es war eine tiefe Stille. Man glaubte Geheimnisse der Natur zu erfahren, und Dinge zu hören, die noch kein Mensch gedacht hatte. Aber, wie wurde ihre Erwartung getäuscht, als sie erfuhren, daß sich ihre Weisen bei so alltäglichen Begebenheiten aufgehalten hatten.

O Freunde, rief ein Alter, der lange die Thorheiten der Welt erfahren hatte, sehet da! so groß sind die Früchte der mehresten unserer Reisenden. Wie diese Männer die 3 Tage zubrachten, bringt ihr gewöhnlich euer ganzes Leben zu. Eure Jugend vergeht unter Tanz und Spiel; die reiferen Jahre bringt ihr mit nichtigen Entwürfen zu, und das späte Alter in unruhigen Prozessen.

L. H.

Ueber Wunderkuren und Heilung durch Sympathie.

Wenn die Länge der Zeit, in welcher gewisse Meinungen für wahr gehalten worden sind, ihnen würklich Wahrheit verschaffen, oder doch ein gutes Vorurtheil für sie würken könnte; so wäre gewiß der Glaube an Wunderkuren und an Sympathie der ehrwürdigste. Allein leider weis man, daß die absurdesten Meinungen viele Jahrtausende hindurch, ohnerachtet aller Bemühung der Weisen, nicht haben ausgerottet werden können, und daß sie sich eben sowohl unter den Großen des Volks, als unter dem Pöbel in unerschütterlichem Ansehen erhalten haben. — Der Glaube an Heilungen durch geheime und unerklärbare Kräfte, durch Dinge, die in keinem Zusammenhange weder mit dem Körper, noch mit der Krankheit des Patienten stehen, ist so alt, als das menschliche Geschlecht. Und in der That scheint auch bei dem unerfahrnen Menschen dieser Glaube gar sehr entschuldigt werden zu können. Ihm ist alles Geheimniß, alles Wunder in der Natur; er kann sich nichts erklären, und dann kömmt es ihm auf ein Paar mehr oder weniger nicht

an. Es ist ihm eben so unbegreiflich, wie eine gewisse Gattung von Salz ihn zum Laxiren bringen, als wie ein Wort, ein Zeichen, ein Lappen ihm das Fieber vertreiben, oder eine Wunde zuheilen kann. In der That ist keine Kunst, welche so sehr auf der Erfahrung beruht, als die Arzneikunst. In ihr kann und darf nichts a priori geschehen, alle Unternehmungen des Arztes müssen sich auf Thatsachen gründen, alle seine Handlungen muß er durch eine Menge ähnlicher Beispiele rechtfertigen können, und selbst seine allgemeinsten Regeln muß er der Erfahrung abgelernt haben. Bei Heilung einer Krankheit kömmt also alles auf Thatsachen an. Ist der Fall richtig untersucht, ist das Mittel unter den gehörigen Umständen zu wiederholten malen probirt worden, so daß man versichert seyn kann, die Krankheit muß nothwendig durch dieses, und kann durch kein andres Mittel gehoben worden seyn; so ist dies Mittel eine probate Medicin, die Chemie und Physik mag dagegen erinnern was sie will.

Wenn man also etwas zuverläßiges über die sympathetischen Kuren sagen will; so muß man es nicht unternehmen, sie a priori mit Vernunftgründen zu rechtfertigen oder zu bestreiten. Wenn man den Satz des Wider-

spruchs zum Kennzeichen der Möglichkeit annimmt; so kann ihre Möglichkeit nicht geläugnet werden. Es ist eben so wenig widersprechend, daß ein Hauch, ein Wort, ein Zeichen, als daß die Fieberrinde meine Nerven stärke, und die Erfahrung muß ganz allein entscheiden, welches das wahre Stärkungsmittel sey. Alles kömmt also darauf an, daß wir richtig beobachten lernen; und sobald wir einen, der an ein falsches Mittel glaubt, widerlegen wollen, so müssen wir ihm zeigen, daß seine Beobachtungen und seine Erfahrungen falsch sind. A priori läßt sich nichts gegen Thatsachen und gegen gemachte Erfahrungen ausrichten.

Dies ist es würklich, was den Wunderglauben so fest, und das Vertrauen auf Sympathie so stark macht. Gegen alle Vernunftgründe führt man Erfahrungen auf, und wo Fakta sind, da hilft alles Räsonniren nichts. Glauben also die Menschen einmal Erfahrungen gemacht zu haben, so ist es unmöglich, sie vom Gegentheile zu überführen, wenn man ihnen ihre Erfahrungen nicht umstoßen kann. Dies ist aber außerordentlich schwer, weil ein jeder Mensch sich für sehr geschickt hält, Erfahrungen zu machen. Man wird daher finden, daß

alle die Leute, welche an Fieberversprechen, sympathetische Zahn- und Wunderkuren, Quacksalberei und Wurzelkrämer, an die Thaten der Wundermänner und Zauberer glauben, ihre Meinung jedesmal mit einer Menge Thatsachen rechtfertigen, die sie entweder selbst erfahren zu haben vorgeben, oder die ihnen glaubwürdige Leute, denen sie es zutrauen, daß sie keine Dummköpfe waren, erzählt haben.

Wie läßt sich also gegen diesen Aberglauben, der schon so vielen Schaden in der menschlichen Gesellschaft gestiftet hat, am besten und glücklichsten zu Felde ziehen? — Es muß uns hier nicht darum zu thun seyn, die Vernünftigen zu belehren, diesen die Resultate unsrer Physik, Chemie und Heilkunde vorzutragen, denn wer diese Resultate fassen kann, der weiß sie auch schon; sondern denen, die solchen schädlichen Meinungen anhangen, sie zu benehmen. Es ist wunderbar, und eine befremdende Erscheinung in unserm aufgeklärten Jahrhunderte, daß eine so große Anzahl aus der höhern Klasse des Volks noch in einer so tiefen Unwissenheit stecke, daß sie den abentheuerlichsten Pralereien verdorbener Handwerker oder marktschreierischer Aerzte Glauben beimessen, und den mühsamen Erfahrungen tiefdenkender Naturforscher und

philosophischer Aerzte so wenig trauen, wenn sie doch ja einmal auf Ansehn rechnen wollen. Die Wunderdoktoren in Berlin und in andern Gegenden Deutschlands, der Mesmerianismus in Frankreich, die Lappenkur in England, beweisen zur Gnüge, wie leicht sich das Publikum betrügen läßt, und wie tief es noch in Ansehung der natürlichen Erkenntnisse überhaupt stehen müsse. Um nun diesen Uebel einigermaßen entgegen zu arbeiten, ist, glaub ich kein schnelleres und wirksameres Mittel, als 1) Regeln anzugeben, wie dergleichen Begebenheiten und Kuren zu prüfen sind, ohne sich auf ihre Wahrheit oder Falschheit a priori im geringsten einzulassen. 2) Alle dergleichen Wunderkuren zu untersuchen, und die Betrügereien dem Publikum vorzulegen.

Ich weiß es wohl, daß man durch das letztere noch nicht alles gewonnen hat. Man wird zwar einräumen, daß die angeführten Fälle Betrügereien gewesen sind, aber noch nicht zugeben, daß alle übrigen Erzählungen auch falsch seyn müssen. Indessen hat man schon immer viel gewonnen, wenn man zeigen kann, daß alle Fälle gegenwärtiger Zeit nichts erweisen; dadurch wird wenigstens das Publikum mistrauisch und vorsichtig, und der schädliche

Einfluß der Quaksalber und Wunderdoktoren wird vermindert.

Es ist nicht zu läugnen, daß Aerzte von Profeßion, und besonders die Theoretiker, ihre allgemeinen Schlüsse zu weit ausdehnen, und damit von vornher Erfahrungen niederwerfen wollen, die von würdigen Männern gemacht worden sind. Ein solches Verfahren haben kürzlich die Berliner gegen den Herrn D. Semler bewiesen. Herr Semler giebt vor, gewisse Erfahrungen mit dem Hirschenschen Luftsalzwasser gemacht zu haben, und die Berliner leugnen ihm die Erfahrungen von vornher weg; geben ihm Absurdidät, Schwärmerei, und wer weiß was alles, schuld. Dies ist offenbar ungerecht. Es kann seyn, daß Herr Semler bei seinen Versuchen sich übereilt hat; aber deswegen ist er noch kein Narr, oder Schwärmer. Daß der Chemiker die Bestandtheile durch die Auflösung nicht findet, die von Herr Semlern angegeben werden, ist noch kein Beweiß, daß sie ganz und gar nicht in der Substanz sind. Chemiker müssen wissen, daß oft die unwirksamsten Simplicia blos durch die Art der Zusammensetzung eine Kraft erhalten, die man nicht erklären kann; Chemiker müssen auch wissen, daß viele Arzneien bloß durch geheime Kunst-

griffe aufgelöst werden können, und daß sich unter den sichtbaren und gewöhnlichen Substanzen immer noch welche finden können, die der Chemiker nicht entdecken kann, wenn er nicht sehr genau mit der Art und Weise der Zusammensetzung bekannt geworden ist. Man hätte also bloß Herr Semlern anhalten sollen, seine Erfahrungen zu erweisen, sie öfters zu wiederholen, sie näher zu bestimmen, und sie mit mehr Vorsicht anzustellen. Alsdann müßte sich von selbst ergeben, ob er Recht habe oder nicht.

Um also zu erfahren, ob ein Mittel würklich probat sey, es sey nun ein sogenanntes sympathetisches, oder ein andres, dessen Würkungsart die Chemie und Medicin noch nicht entdeckt hat, oder auch gar nicht entdecken kann, muß man

1) Ein solches Mittel zu oft wiederholten malen bei ganz verschiedenen und von Vorurtheil freien Personen versuchen.

2) Den Gebrauch aller anderen Mittel, deren Kräfte bekannt oder unbekant sind, zu der Zeit des Versuchs bei seite setzen.

3) Genau darauf achten, ob der Erfolg nicht von Nebenumständen bewürket werde.

So kann es z. E. unmöglich als ein Beweis angesehen werden, daß Fieberversprechungen würksam sind, wenn ein oder zweimal das Fieber auf gewisse Worte vergangen ist. Denn die Disposition zum Fieber kann gerade zu der Zeit vorbei gewesen seyn. Wenn hingegen hundert Personen neben einander gestellt würden, die alle das Fieber hätten, und alle hundert Personen würden von den Worten des Zauberers in einer bestimmten Zeit gesund, so würde dies ein großer Beweis für das Fieberversprechen seyn.

4) Eine Sache, deren Zusammenhang wir nicht einsehen, nie eher glauben, als bis wir gewiß wissen, daß das Faktum von allen möglichen Seiten geprüft ist, ohne auf die Autorität eines andern das Geringste zu rechnen.

5) Jedesmal, sobald es auf Zeugnisse anderer ankömmt, die allgemeine Begierde der Menschen nach dem Wunderbaren genau mit in Anschlag bringen, so wie auch den Geist des Zeitalters und der Nation, aus welchen die Erzählung herstammt.

Wenn man dieses alles bei einer jeden Thatsache in Erwägung zöge; so würden sich

die Wunder so ziemlich verlieren, und die vorgeblichen Zauberer und Wunderdoktoren würden gar bald in ihrer Blöße erscheinen. Denn man muß gestehen, daß die Erzählungen von dergleichen Kuren gewönlich von schwachen Köpfen herrühren, welche mit ihrer Einbildungskraft, nach ihren abergläubischen Ideen das Fehlende ergänzen, und andere, die der Sache nicht kundig sind, zum Glauben verführen; und daß bei näherer Beleuchtung ihrer Thaten, alles durch vorhergenommene Arznei, durch Einbildungskraft, durch Zufall u. s. w. durch ihre Hokus Pokus aber nichts gewürkt sey. Auch sind es gewönlich Leute aus der niedrigsten Klasse des Volks, die dergleichen Wunderkuren verrichten verdorbne Handwerker oder dergleichen; und es ist um desto sonderbarer, daß so viele Menschen sich überreden lassen, solche unwissende und schlechte Personen hätten die Geheimnisse der Natur von ohngefähr entdeckt, welche scharfsinnige Gelehrte mit allen ihrem lebenslänglichen Nachsinnen nicht haben ausfindig machen können.

Daß aber demohnerachtet dergleichen Windbeutel oder auch Schwärmer noch Beifall finden, davon liefert fast jede Gegend Beweise; und wir wollen nun einen Fall beibringen, der

sich vor unseren Augen zugetragen hat, und durch dessen Erzählung wir Leichtgläubige vor künftigem Schaden warnen können.

Es starb vor einigen Wochen, unweit Naumburg in Sachsen, ein solcher Wunderdoktor, Namens Eckleben. Dieser Mensch hat einige Jahre sein Wesen im Halberstädtischen, alsdann im Saalkreise, im Stifte Merseburg, und zuletzt in Naumburg getrieben, und viele Menschen, aus vornehmen und geringen Stande, zu Narren gemacht. Er war eigentlich ein abgedankter preußischer gemeiner Husar, hat eine Zeitlang die Gärtnerei im Halberstädtischen getrieben, wie Herr Hofrath Fritze in seinen Annalen meldet, und da dies nicht mehr gehen wollte, bekam er die Gabe Wunderkuren zu verrichten. Seine Methode zu kuriren bestand kürzlich in folgendem: Er ließ den Patienten die kranken Theile mit leinenen oder auch wollenen Lappen belegen, in welche sich der Schweis oder die Materie hineinziehen mußte. Diese Lappen nahm er mit sich und kochte sie in Vitriol und Arsenik, wobei er aber noch gewisse Geheimnisse zu haben vorgab. Während daß nun die Lappen gekocht wurden, sollte der Patient bisweilen Schmerz, bisweilen Lindrung, Schweis, Stechen u. s. w.

empfinden. Man durfte ihm auch die Lappen blos zuschicken; und wenn er auch 40 Meilen von dem Patienten entfernt war, so mußte er die Würkung der Sympathie doch empfinden, mußte laxiren, sich brechen, nachdem er es haben wollte. In Halle hat er verschiedene Kuren verrichtet, aber keinen Menschen gesund gemacht. Eine hysterische Soldatenfrau ist unter seinen Händen noch weit schlechter geworden, nachdem sie alle ehemals gebrauchten Mittel unterlassen. Ob nun gleich diese Frau sehr feindselig von ihm sprach, so behauptet sie doch steif und fest, daß sie jedesmal zu der von ihm bestimmten Zeit laxirt und geschwitzt habe. Wenn er ihr z. B. sagte: diese Nacht um 1 Uhr fang ich in Reideburg (1 Stunde von Halle) an zu kochen, um 2 Uhr wird sie einen heftigen Schmerz in der linken Seite empfinden, gegen 3 Uhr wird er sich lösen, ein gelinder Schweis wird entstehen, und um 4 Uhr wird sie das erstemal Stuhlgang haben; so sey dies alles genau in dieser Ordnung erfolgt.

Es ist aber bei diesem Falle noch zu merken, 1) daß diese Frau hysterisch und im äußersten Grade schwach ist, 2) daß sie sich nicht besinnen kann, ob diese Prophezeihung einmal oder mehre mal geschehen sey, 3) daß sie da-

mals ein volles Zutraun auf die Aussagen dieses Mannes setzte, 4) daß sie schwerlich eine Uhr bei sich gehabt und beobachtet, ob dies alles stündlich und pünktlich zugetroffen sey, 5) daß vielleicht Schmerz und Laxans gefolgt ist, und ihre Phantasie das übrige ergänzt hat; das erstere aber konnte er vielleicht aus ihrer eignen Erzählung als den Gang der Krankheit gemerkt haben; 6) daß sie wahrscheinlich nachher selbst die Bilder ihrer Phantasie für würkliche Erfahrungen gehalten, und sie also steif und fest geglaubt hat, welches bei dergleichen Leuten oft der Fall ist.

Man sieht hieraus offenbar, daß die Erzählung dieser Frau keinen Beweis für die Würkungen seiner kraftlosen Kocherei abgeben kann. Sollte es eine glaubwürdige Begebenheit seyn; so müßte derselbe Versuch oft wiederholt, und an mehrern Personen gemacht werden; und zwar so, daß vernünftige und von Vorurtheilen freie Leute bei der Begebenheit selbst gegenwärtig seyn, und sie gehörig nach allen Umständen untersuchen könnten. Dies ist aber weder hier, noch bei allen mir bekannten Fällen geschehen.

Eben so hat dieser Mensch seine Alfanzereien an einem gewissen Hauptmann von

Werder, der an einem Krebsschaden krank lag, versucht, aber ohne den mindesten Erfolg. Denn der Hauptmann wünschte nicht nur, als er die Betrügereien einsah, daß der Kerl möchte bestraft werden, sondern starb auch in kurzer Zeit darauf. Viele Bürger und Bauern haben mir gestanden, daß seine Kuren nichts geholfen haben, und doch wurde der Mensch von allen Seiten gesucht, oft mit Kutschen zehn Meilen weit geholt. In Merseburg hatte er anfänglich ein großes Vertrauen. Viele adeliche Familien brauchten seine Hülfe, und sein Ansehn erhielt sich dort über ein Jahr. Der Stiftsdirektor von Kriegesheim brauchte ihn an einem Schaden, und lieferte ihm eine Menge Lappen. Man erzählt von ihm ähnliche Aussagen, wie bei der Soldatenfrau in Halle. Aber es half alles nichts, er starb, nachdem er ein halb Jahr sich jener abergläubischen Kur unterworfen hatte.

Eben so gieng es auch einem gewissen Rathsherrn Hartmann daselbst. Bisher waren alle Bemühungen der dasigen Aerzte gegen ihn vergeblich gewesen. Als er aber eine Menge Leute angeführt, auch mit unter bey einigen ihren schnellen Tod verursacht hatte, wurde er vertrieben.

Von

Von da hat er seinen Marsch nach Naumburg genommen, wo Herr D. Weiz sich ihm mit vielem Glück widersetzt hat. Den Zustand einer Soldatenfrau Heynin machte er durch seine Lappen um ein Großes schlimmer. Sie war blind, und das Auflegen der Lappen vermehrte die Entzündung so sehr, daß es sehr viel zu ihrem bald erfolgten Tode beigetragen hat. Bisweilen brauchte der elende Mensch auch noch andere abergläubische Mittel, gab Hexereien, Bezauberungen und dergl. vor, erzählte seinen Kampf mit den ihm widerstreitenden Geistern, u. s. w. Uebrigens ist seine Geschichte aus, denn er ist vor kurzem gestorben. Er hatte ein großes Talent im Saufen, war kein Schwärmer in der Religion, sondern spottete sogar darüber, wofür er bei Naumburg einmal von etlichen Bürgern tüchtige Prügel bekam. Die Lappen und Briefe kamen unter folgender Addresse an ihn: An Herrn Eckleben, privilegirten, sympathetischen und magnetischen Arzt in Naumburg, bey dem Herrn Major von * *.

Diese ganze Kurmethode hat vor einigen Jahren in England noch mehr Beifall gefunden. Ein Engländer brachte sie mit aus

Indien, und gab vor, sie dort von einem Zauberer und Weisen gelernt zu haben. Die Methode ist englisch in einem sehr prahlerischen und aufschneidenden Tone beschrieben, und das Buch ist auch ins deutsche übersetzt. Wahrscheinlich ist dem Ekleben diese Schrift in die Hände gefallen, ob er gleich vorgab, dies alles selbst erfunden zu haben.

L. H.

Y.

Zweytes Fragment aus der noch ungedruckten Geschichte der Menschheit.

Kap. 48.

Selbst der philosophische Forscher findet mit einem gewissen Erstaunen, welchen gewaltigen Einfluß das Y theils auf Litteratur, theils auf Tugend und Religion in den neueren Zeiten gehabt hat. — Betracht' ich diesen Buchstaben auf die Art: Y, so hat er ein gewisses feyerliches, geheimes Ansehn, das mich mit heiligem Schauder erfüllt: betracht' ich ihn umgekehrt ⅄, so reißt mich das Erstaunen auch alsdann hin, ich bewundre die entgegengesetzte Wirkung der Figur, und kann mir Dinge erklären, die sich vor dem

Auge des Ungeweihten in tiefe Finsterniß hüllen.

Wohlan denn! ich will mit einem tiefsinnigen Blick die äußerst wichtigen Folgen des in ein i verwandelten Y ausspähen; zuerst in Rücksicht auf Religion und Moralität, und dann in Rücksicht auf die ganze Litteratur des Schönen.

Sollte man wohl glauben, — es ist freylich erstaunend zu sagen! ! ! — daß die Abschaffung des Y die Ursach von der Abschaffung der alten Gesangbücher gewesen sey? Ich werde einen gründlichen Beweis davon führen, und man wird sich leicht von meiner Behauptung überzeugen, wenn man nur fähig ist, mir in meiner philosophischen Gedankenreihe zu folgen.

Pythagoras brauchte das $^{b}Y^{a}$ dazu, um darauf die zwei verschiedenen Wege zur Tugend und zum Laster zu zeigen. Die dünnere Spitze a, zeigte den schmahlen Pfad der Tugend, und die breitere b, den breiten Weg des Lasters an. Der Gedanke ist so schön und fromm, daß ihn ein Heide, wie

Pythagoras doch war, unmöglich zuerst kann gehabt haben. Es ist mir wahrscheinlich, daß er ihn den Hebräern verdankte, von welchen er auf seinen Reisen, seine vortreflichen Grundsätze einsammelte*).

Wer sieht aber nicht ein, daß das Y das vortreflichste Mittel von der Welt ist, Tugend und Laster zu unterscheiden? moralische Begriffe einzuflößen? und den Sterblichen zu den Empfindungen zu adeln, die, so dunkel sie seyn mögen, ihn mit der süssesten Wonne überströmen? und nun werfe man das Y weg, — Himmel! welche Verkehrung in der Welt! was seh ich? — Tugend und Laster werden vermischt! Irreligion ausgebreitet! Zügellosigkeit befördert! Naturalismus eingeführt! —— Soll ich Thatsachen anführen? Hat man über den Mangel an Moralität in den Schriften deutscher Autoren wohl iemahls stärker klagen müssen, als seit den betrübten

*) Anmerkung. Sehr auffallend muß' es mir seyn, daß weder Tiedemann noch Meiners in den Untersuchungen, die sie über Roms und Griechenlands Philosophen angestellt haben, ein Wort von dem Y des Pythagoras erwähnen, da doch die ganze Moral dieses Philosophen darauf beruht.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024153762/phys_0072
DFG

Zeiten der Verstoßung des wohlthätigen Y? — Ich nehme das Trauerspiel: Thomas Morus von Knüppeln aus; hier ist alles moralisch, und auf die vortreflichste Art so gar nichts Tragisches, wenn ich den Namen des Verfassers ausnehme, — aber wie sieht es mit den Produkten der übrigen schönen Geister aus? wo ist die Schweitzerische Moral iezt in den Werken des Witzes? scheint sie nicht ganz verschwunden zu seyn, seit dem das Y seinen wohlthätigen und geheimen Einfluß auf die Schriftsteller nicht mehr äußern konnte? "Geheimen Einfluß"? hör' ich einen Spötter sagen. Ja, geheimen Einfluß, denn man durfte nur das Y ansehn, um, ich weiß nicht was, zu fühlen, und zu empfinden, was ein Spötter freylich nie empfinden und fühlen wird!!!

Und an die Stelle dieses alten ehrwürdigen Y will man ein i setzen? Sage mir Leser, wenn du auch nur halb vernünftig bist, kann i iemahls die Stelle des Y ersetzen? wird i das menschliche Herz iemahls so erwärmen, iemahls so hinreißen? iemahls der Ruhe des Frommen so schmeicheln? — o ihr Barbaren des menschlichen Geschlechts, laßt mir mein Y, laßt es mir, ich mag

nicht mit euch zur Hölle hinab fahren!!!

Die traurige Erfahrung lehrt es uns also, daß die Abschaffung des Y, der Moralität den gewaltigsten Stoß versetzt hat, und dies sollte keinen Einfluß auf die Religion gehabt haben? Den Einfluß erkennen wir mit Schrecken; er hat sich dadurch gezeigt, daß man die alten Gesangbücher abgeschaft hat, die sich zu den neuen wie Y zu i verhalten — und warlich! das will viel sagen! —

Es wird mir schwarz vor den Augen. — Ein Philosoph sollte zwar immer mit kaltem Blute schreiben, aber kann man an den Berl. Recensenten, und an das große Gesangbuchgenie, den heiligen Apitschius denken, ohne in Thränen zu zerfließen? doch, — ich will in diesem unsterblichen Werke, das sich unter den Geschichten der Menschheit, wie der Pallast de Pitti *), über die andern erhebt, diesen zwey Männern, die

*) Anmerkung. Der Pallast de Pitti ist in Florenz; Im Hofe desselben, steht neben der Statüe Mosis die Statüe eines Esels, der bey Aufführung des Gebäudes sehr aufmerksam war.

sich so ungleich sind, keine neben einander stehenden Statüen errichten.

Hier brech' ich mein Raisonnement ab; ich wollte blos einen menschenfreundlichen Wink geben, (denn dies ist die Pflicht des Weisern) wie alles in der Welt in einander gegründet ist, und wie Dinge, die ganz geringfügig scheinen, auf die Menschheit den stärksten Einfluß haben. Man sah, daß mit dem so kleinscheinenden Y die Moralität der Menschen sank, mit der Moralität das Ansehn der alten Gesangbücher, und — mit den alten Gesangbüchern die reine Lehre. Dies letzte hat der heilge Apitschius schon gründlich aus einander gesetzt, und ich kann den Leser darauf verweisen; nur hat er die Quellen des Naturalismus nicht entdeckt, auf die ich hier den Leser mit Freymüthigkeit aufmerksam gemacht habe.

Nun ist noch übrig, daß ich das Y umgekehrt betrachte, also in dieser Figur X. Eh' ich aber zeigen kann, wie merkwürdig es dadurch für die deutsche Litteratur wird; muß ich einen Satz aus der Leibnitz-Wolfischen Philosophie vorher aus einander setzen. Es ist folgender: "die Ideen des

Menschen richten sich nach der Lage des Körpers". Die Erklärung, die Tiedemann von diesen Worten giebt, war mir sonst sehr lächerlich, denn ich glaubte, er hätte sie Scarrons Lehnstuhl abgeborgt; allein jetzt nehm' ich sie selbst an, weil ich nach mehrmaliger Prüfung ihre Richtigkeit einseh.

Der obige Satz will so viel sagen: Wenn zum Beispiel ein komischer Schriftsteller eine komische Figur in seinem Lehnstuhl annimmt; so schreibt er gerade so witzig, so komisch er da sitzt; und schreibt iemand stehend, so wird auch diese Stellung auf die Art der Gedanken ihren Einfluß haben.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Schriftsteller ihre Posituren, die sie beym Schreiben annehmen, der Welt bekannt machten, weil man daraus ein Positurensystem entwerfen könnte, wodurch sich die deutsche Nation auf einmahl über alle übrige Völker in der Gelehrsamkeit erheben würde.

Ich bin der erste, der Deutschland darauf aufmerksam macht, und will auch zuerst eine Positur von mir niederschreiben, von der ich hoffe, daß sie der Schriftstellerey

der schönen Geister einen ganz neuen und eignen Schwung geben werde. Die Bemerkung, die ich über mich gemacht habe, ist folgende. — Ich saß auf meinem Lehnstuhl, und schrieb einige philosophische Gedanken nieder, die Lage meines Körpers wurde mir endlich unbequem, ich stand auf, und stellte mich aufrecht an das Pult, den Kopf so gerade wie nach der Bleywage gerichtet, und die Beine weit aus einander gebreitet, kurz in der Figur eines umgekehrten X. Hilf Himmel! wie witzig wurd' ich? ich fieng an zu lachen, mein Hund ward aufrührerisch und bellte, die Leute im Hause liefen zusammen, und drangen in meine Stube, die Menschen versammelten sich auf der Strasse vor meinem Fenster, und ich stand da und gab Einfälle von mir, wovon der schlechteste besser war, als der witzigste Katheder-schwank eines Professors! Ich war vor Witz kaum bey mir, und kaum konnte ich die Beine wieder zusammen bringen, endlich gelang es mir, und ich ward wieder so ernsthaft wie vorher.

Was sagen nun meine Leser zu der Stellung in dieser Figur: X? Ist die Be-

merkung *) nicht bewundernswürdig? Man frage nicht, wie es doch gekommen sey, daß dies außer mir noch keiner entdeckt hat? Der Mensch ist zuweilen so nahe an der Erfindung **) und doch vergehen Jahrhunderte, eh ein Genie aufsteht, und zum Glück der Welt die Erfindung selbst macht. Was mich betrift, so ist mein Studium allein die Philosophie, und ich kann also von dieser Stellung keinen weitern Gebrauch machen, weil sich die muntre Sprache für den deutschen Philosophen nicht schickt. Will er Wahrheit sagen, so darf er es nie lachend thun; sondern er muß vor dem Publikum

*) Anmerkung. Wir werden es Herr Moritzen nicht verdenken, wenn er sie in seiner Erfahrungsseelenheilkunde abdrucken läst. Es wäre zu wünschen, daß mehrere ihre Posituren beschrieben, und sie in diesem Buche abdrucken ließen, vielleicht bemühte sich Herr Moritz selbst, daraus allgemeine Grundsätze zu bilden, die alle so vortreflich wären, wie der Grundsatz des in sich Vollendeten, der mit der tiefsten Einsicht in die Theorie des Schönen geschrieben ist. S. Berl. Monatsschrift.

**) Anmerkung. Vergleiche die Abhandlung von den Stecknadeln, in dem vorhergehenden Stück unsrer Monatsschrift.

mit einem schiefen Munde auftreten, den er durch dies Emblema §. in seinen Schriften ausdrückt: allein dem Satyricker, dem Comicker, dem Epigrammatisten wird diese Stellung unendliche Dienste leisten, sie wird ihm statt aller Regeln der Kritik dienen, weil ihn hier die Natur selbst leitet; er wird um witzig schreiben zu können, keiner Purgänzen bedürfen, die ihm das flüchtige Blut eines Galliers verschaften; er hat hier auf einmahl ein Mittel, das ihn in Gesellschaften witzig und beliebt, und in Schriften unsterblich macht. — Sollte man es anwenden, so seh' ich einen neuen Gang der Satyre, und der komischen Laune, ich sehe das Uebergewicht unserer witzigen Köpfe vor den Galliern und Britten, ich sehe den Geist eines Aristophanes in sie fahren, wie jene Dämonen in die Thiere der Gergesener, und was ich alles sehe, ist unmöglich hier zu entwickeln!

Ich will dies wichtige Kapitel mit einer Folgerung aus dem Vorhergehenden schließen. Man findet oft in drey, vier, fünf Journalen die nämliche Abhandlung. Dies ist nun leicht zu erklären, denn da die Gedanken der Schriftsteller von der Lage

ihrer Körper abhängen, so müssen sie auf eine nothwendige Art die nämlichen Gedanken abdrucken lassen, wenn sie einerlei Lage haben, weil sich unsere Ideen doch einmahl nach ihr richten. Der Tadel also, den man auf diese Journalisten wirft, daß sie Bücher drucken lassen, ohne Bücher zu schreiben, ist der ungerechteste von der Welt, und beleidigt einen der ersten Grundsätze der Seelenlehre.

Aus Emiliens Tagebuche.

Donnerstag. Glock acht. Weckte mich Lisette aus einem Traume; von Bredau kniete vor mir. Chocolade im Bette. Lisette brachte mir mein Hündchen Selma, ich schlief wieder ein.

Glock neun. Erwacht' ich wieder. Ich setzte mich an die Toilette und probierte eine neue Coeffüre, gegen zehn Uhr schien sie zu sitzen, Lisette, Jeannette und Rosette hatten es so weit gebracht. Ich stellte mich mit Selma an das Fenster, und nahm die Complimente der vorübergehenden Herren an.

Glock zehn. Ließ ich mich frisiren. Ich laß und besah mich wechselsweise im Spiegel. Ich bestellte mein weisseidenes Kleid. NB. Es sitzt mir sehr gut.

Von halb eilf Uhr an. Sucht' ich Schleifen aufs Kleid aus. Zank mit Lisetten, sie behauptete blaßblaue Bänder ständen mir am besten, ich gebrauchte meine Autorität, und ließ mir rosenrothe bringen.

Punkt eilf Uhr. Gab ich Lisetten eine Maulschelle, sie kam mir mit der Hand an die Frisur.

Gleich nach Glock eilf. Kam Herr von Wischi. Ich hatte noch keinen Schleier über den Busen, Lisette ließ mich allein, ich muste ohne Schleier bleiben, ich that als wäre ich auf sie böse. Von Wischi lobte meinen Busen, und sagte, wenn er mir nur einen Kuß darauf geben dürfte; so wollte er sein junges Haupt ruhig ins Grab legen. Der Tropf hätt' es für eine Ohrfeige wagen können, die ich ihm Wohlstands

halber hätte geben müssen. Er gieng ganz gerührt weg, ich besah mich gleich darauf im Spiegel, es war mir begreiflich, daß Hr. von Wisch den Wunsch gethan hatte.

Bis Glock zwölf. Ließ ich mich vollends ankleiden. Herr von Schönmark gieng dreimahl vor meinem Fenster vorbei, und sah unverwandt herauf. Ich bekukte ihn hinter dem Vorhange, er hatte schwarzatlaßne Beinkleider an, sie saßen sehr schön. — Ich schickte zur Frau von Rörbach und ließ mich erkundigen, ob sie sich von dem Schreck über den Sprung ihres Hundes erhohlt hätte, und was der Arzt dem Hunde eingegeben? — Ich erhielt ein Briefchen von Herrn von Conty, er nannte mich das schöne Urbild, nach welchem Gott die Engel geschaffen hätte, ich besah mich im Spiegel, und fand den Ausdruck richtig. Uebung im Lachen. Ein Bedienter von der Frau von Kitzkatz lud zum Besuch ein. Papa und Mama schlugen ihn ab, ich nahm ihn an.

Von eins bis drei. Gespeist. Anfangs guten Appetit. Der gnädige Papa gab

mir einen Verweiß. Ich nahm ihn schrecklich übel, die gnädige Mama auch. Schlechte Carbonnade. Der neue Hofmeister verwendet kein Auge von mir. Gespräch vom blauen Taffetkleide der Frau von Porkus, ihr Cül zu hoch; von der Coquetterie des Fräulein von Spenzer; von der eiteln Henriette, sie hat ein Mahl auf ihrem Arm; von Herrn von Walther, er hat weder Religion noch Waden. Gebeth, weil keine Fremden da waren.

Glock drei. Ließ ich die Kutsche anspannen. Der Galanteriekrämer Buschmann brachte mir eine neumodige Uhrkette von Stahl. Er forderte vier Louisd'or und nennte mich das schönste Fräulen, das er in Italien, Frankreich und Deutschland iemahls gesehn hätte. Ich kaufte die Uhrkette für vier Louisd'or. Herr von Soley gieng vor dem Hause vorbei da ich in die Kutsche steigen wollte, er führte mich hin, spielte lächelnd mit meinem Finger, und lobte meinen schönen Fuß, den er erblickte; es ist ein ganz angenehmer Herr.

Nach drei. Stieg ich bei der Frau von Kitzkatz aus. Sieben Herren wollten mich aus der Kutsche heben, von Bredau führte mich hinein. Alles um mich versammelt. Weinchocolade sehr gut. Frau von Pelling häßlich angezogen, die Ermel zu weit vor. Frau von Maltzky zu kleine Pochen. Mein Hund Selma wird vermißt. Ein Aufstand deswegen. Herr von Wolf wirft sich auf, dessen Stelle zu vertreten. Vapeurs, Aufstand deswegen. Frau von Risky sieht gegen über aus dem Fenster, Spaß über ihre rothen Haare. Herr von Kitschkitsch nennte sie einen Feuerwurm, Herr von Ritzer einen Cometen, Herr von Draßkow ein Eichhörnchen. Gelacht. Herr von Wolf lobt meine elfenbeinerne Zähne. Ein sehr artiger Herr. Von Bredaus Meinung von einem Strickbeutel. Seine Gedanken von Klopstock. Urtheil der Gesellschaft über die Monatsschrift für Damen. Ob ein Adlicher das Fragment geschrieben habe? Herr von Bredau zischelt mir ins Ohr, daß er sich für

die

die andre Hälfte von mir halte; er beist mich zärtlich in die Finger, und geht mit mir ans Fenster. Die Andern nach. Herr Finanzrath von Kitzkatz kömmt aus seinem Kabinette, und liest eine Preisaufgabe vor, die er entworfen. Gelacht.

Von fünf bis neun. Quadrille gespielt. Von Bredau verlohr an mich fünf Louisdor.

Von Glock neun bis gegen eilf. Soupirt. Es wird mit Brodte geworfen. Pudding sehr gut. Lob meiner Uhrkette. Die Herren versprachen mir, Gedichte darauf zu machen. Gespräch vom Hute der Frau von Sitking. Gelächter. Von Mulsky konnte keinen Apfelsina essen und hatte sich eine halbe Elle vom Tische abgesetzt, und sich vom ersten Anfang bis zuletzt nicht näher bewegt, aber so viel zu sich genommen, daß er sich bis dicht an den Tisch gegessen hatte; viere huben ihn vom Stuhl auf. Gelacht. Aufgestanden. Complimente. Die Herren woll-

ten mich alle nach Hause begleiten. Ich erlaubte es dem Herrn von Bredau. Die Gesellschaft küßt mich: von Wolf drückt mir ein Briefchen in die Hand.

Gegen eilf. Fuhr ich nach Hause. Von Bredau stieg in die Kutsche, alle priesen ihn glücklich. Küsse in der Kutsche. Von Bredau betet mich an. Von Bredau wünscht sich die Rosenfesseln ewig zu tragen, die ich ihm anlegen wollte. Küsse. Er verspricht mich morgen früh zu besuchen. Küsse. Von dem Liebesgott in meinem Wangengrübchen. Küsse. Von meinen Nektarlippen, von welchen Wonn' und Seligkeit strömt. Küsse. Er scherzt mit meiner Busenschleife. Küsse auf den Busen. Er wünscht sich Lisettens Glück, mich die Nacht bewachen zu dürfen. Tiefe Seufzer. Ich steige aus. Abermahls tiefe Seufzer!!!

Glock eilf. Ließ ich mich auskleiden. Ich las meine Liebesbriefchen durch und verwahrte sie.

Nach Mitternacht. Zu Bette. — Starke Hitze!

Eine abentheuerliche Preisaufgabe.

Es hat vor kurzem ein gewisser Masius oder wie er eigentlich heißt Meese, in einem sehr abentheuerlichen Tone, auf Veranlassung einer orthodoxen Gesellschaft, einen Preis von 12,000 rthlr. für denjenigen bestimmt, der ihm oder seiner Gesellschaft mit hinreichenden Gründen bewiese, daß Christus nicht wahrer Gott sey. Die Sache ist aus den Zeitungen bekannt.

Dieser Einfall scheint würklich bei einfältigen Leuten ein sehr gutes Vorurtheil für die Sache jener Orthodoxen zu erwecken. Zwölftausend Thaler ist doch viel Geld, möchte einer denken, und wenn sie ihrer Sache nicht recht gewiß wären, sie würden ein solches Anerbieten wohl bleiben lassen. Hierzu kommt nun noch, daß niemals jemand einen Versuch machen wird, diesen Beweis für Herrn Masius und Konsorten zu führen: und also könnten sich wohl unwissende Leute überreden, daß es würklich ein sehr guter Beweis für die Gottheit Christi sey, daß kein einziger Naturalist, oder Theist, oder

gar Atheist es unternommen habe, diese 12000 Rthlr. zu verdienen. Die Naturalisten könnten zwar den Herren ein Paroli spielen, und auch wohl Eine Million oder eine noch größre Summe für denjenigen bestimmen, der ihnen mit hinreichenden Gründen erwiese, daß Christus wahrer Gott sey; und es könnte wohl geschehen, daß alsdann Versuche genug gemacht würden, diese Million zu gewinnen; ihre Sache würde sich aber dadurch nur um desto mehr bei denen, die auf dergleichen Entscheidungen etwas gerechnet hätten, verschlimmern, weil sie gewiß alle, so stark auch ihre Schaar seyn möchte, nach allen Rechten abgewiesen werden müßten. Allein ernsthafte Männer nehmen zu solchen kindischen Possen und einfältigem Gaukelwerk gar nicht ihre Zuflucht, und man hat hier bloß einiges beibringen wollen, wie dergleichen Rodomondaten zu beurtheilen sind. Einsichtsvolle Männer, welche die Lehre von der Gottheit Christi vertheidigen, müssen sich über eine solche Marktschreierei ärgern, weil sie begreifen, daß sie bei dem Vernünftigen bloß Lachen erwecken muß.

Es ist nämlich ganz unmöglich, daß jemand diesen Preis gewinne. Denn man

sieht wohl, daß es den Herren nicht eigentlich um die Wahrheit zu thun ist, sondern daß sie nur ohngefähr so viel sagen wollen: Wir sind von der Gottheit Christi so fest überzeugt, daß alle eure Gegengründe gegen unsre Uberzeugung nichts sind, und ihr mögt uns so viel Gründe vorbringen, als ihr wollet, so werdet ihr uns doch nicht überführen. So kann nun gerade der Grieche alle seine Mährchen behaupten: „Vulkan hat den Mars und die Venus in einem goldnen Netze gefangen.“ Ich will euch 12000 Thaler geben, wenn ihr mir das widerlegt. Und so kann man einem Narren seinen Unsinn nie widerlegen. Labres Lumpen haben mich vom Fieber geheilt, sagte neulich ein Italiäner zu mir, und er hätte mir sicher die gröste Summe bieten können, ihn vom Gegentheile zu überzeugen; es würde doch immer in seinem Willen gestanden haben, ob ich sie hätte gewinnen sollen oder nicht.

Es ist zwar gewiß, daß jemand von der Falschheit eines Satzes, den er bisher für wahr hielt, durch Gründe überzeugt werden kann. Wenn ihn aber einer schon für hinlänglich ausgemacht ansieht, und sich schon

zum voraus vorsetzt, keine Gründe zu achten, so kann man ihn unmöglich überzeugen. Ueberdem ist gar kein äußerliches Kennzeichen einer Ueberzeugung, wenn man es nicht selbst giebt. Und gesetzt also, ich hätte jemanden zur innern Ueberzeugung von der Falschheit eines Satzes gebracht, so kann er mir dies immer noch äußerlich abläugnen, und vorgeben, er sey noch nicht überzeugt. Dieses erstreckt sich sogar bis auf die evidentesten sinnlichen Wahrheiten. Darauf mögen sich auch wohl diese Herren vornämlich verlassen haben; denn gesetzt, es zeigte jemand aus dem Begriffe Gottes, aus dem Handlungen und Ideengange, daß es ganz unmöglich sey, daß Gott sich mit einem Menschen vereinigen könne; gesetzt er zeigte ihnen sogar, daß die Lehre nicht einmal in der Bibel gegründet sey, so würden sie dieselbe immer noch in der Bibel finden, würden diese Vereinigung für ein Geheimniß ausgeben, und also aller fernern Untersuchung ein Ende machen. Wir wollen aber einmal den Fall würklich annehmen, Herr Massus oder ein andrer Anhänger der orthodoxen Kirchenlehre fühlte endlich das Gewicht der gegenseitigen Gründe, und würde überzeugt, daß Christus nicht wahrer Gott gewesen, oder noch sey, so wür-

den doch gewiß die zwölftausend Thaler den armen Herrn Meese von seinem Geständnisse zurückhalten.

Damit nun Herrn Masuffens oder der ganzen Gesellschaft Gewissen nicht in einen solchen moralischen Nothstall gerathe; so wollen wir ihnen allen recht herzlich wünschen, daß sie bei ihrer Ueberzeugung bleiben mögen. Sie mögen glauben, Gott sey in utero gewesen, und habe zugleich der heiligen Maria so künstlich akkouchirt, daß sie den Menschen Christus durch die Ribben geschwitzt habe, und daß ihre Flora virginis auf ewig geschlossen geblieben sey. Sie mögen immerfort singen oder schreien: Ach große Noth, Gott selbst ist todt! *) dergleichen Gedanken, die sich in ihren Gesang- und Gebetbüchern finden, mögen ihnen erbaulich seyn. Vernünftige wissen, daß Leute, die eine solche Preisaufgabe geben können, wie die von Meesens Gesellschaft aufgegeben worden ist, zu sehr verstimmt sind, als daß man hoffen könnte, ihrer Vernunft eine bessere Richtung zu geben. Sie wissen, daß sich mit Gewalt gegen Unsinn nichts

*) Eine Zeile, die in einem Liede vorkömmt, das in lutherischen Kirchen häufig gesungen wird.

ausrichten läßt, und überlassen es also der geduldigen und langmüthigen Zeit, die Gebrechen der Menschheit zu heilen.

H.

Ueber den Charakter*) des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Es wird mehr Kunst erfordert, mit einer kleinen Maschine eine große zu bewegen, als im umgekehrten Falle. Daher kann man bei Betrachtung des weiblichen Körpers mehr Kunst

*) Den Character eines Menschen machen diejenigen Grundsätze aus, nach welchen er handelt. Weil wir mit größerer Gewißheit von den Handlungen auf die Grundsätze, als umgekehrt von den Grundsätzen auf die Handlungen schliessen; (die Gründe davon s. im folgenden Stück in den Briefen über den Religionsunterricht der Kinder) so bestimmen wir den Charakter eines Menschen nach seinen Handlungen, und setzen bei diesen mit Recht ihnen angemessene Grundsätze zum voraus. Man versteht also allemal praktische Grundsätze, wenn von Grundsätzen die Rede ist, welche den Charakter ausmachen. Sind diese Grundsätze

zum voraus setzen, als bei dem männlichen. Zärtlichkeit und Schwäche überhaupt ist das Eigenthümliche des weiblichen Geschlechts. Aber das Weib muß eben deshalb desto künstlicher gebauet seyn, weil sie dazu bestimmt ist, den Mann zu regieren; denn die Kunst muß hier den Mangel der Stärke und der übrigen Widerstand leistenden Eigenschaften ersetzen. Sie muß ihren Einfluß auf den Mann unter einem gewissen Schein verbergen können, und diesen vorläufigen Schluß bestätigt die allgemeine Erfahrung. Die Natur hat die Vereinigung des Mannes und des Weibes dadurch sehr gut zu bewürken gewußt, daß sie sie beide

gut, so hat er einen guten Charakter; handelt er immer nach einerlei Grundsätzen, so hat er einen festen Charakter; im Gegentheile ist er wankelmüthig, unbeständig u. s. w. Wenn also von dem Charakter eines Volks oder eines Geschlechts die Rede ist; so versteht man die Maximen darunter, welche dem Volke oder dem Geschlechte vor andern eigen sind, und welche die mehresten Glieder, woraus das Volk oder Geschlecht besteht, gemein haben. Die Maximen aber werden oft durch Organisation oder andere Verhältnisse bestimmt, daher müssen diese bei dem Charakter mit erwogen werden.

einander unentbehrlich machte. Denn das, was sonst Freundschaft ausmacht, als Uebereinstimmung in Meinungen, Gesinnungen und Neigungen, würde eine solche feste Vereinigung doch niemals bewürken. Freunde haben wohl einen Wohlgefallen an einander, finden Vergnügen an ihrem Umgange u. s. w. aber sie können sich doch entbehren, können allenfalls dasselbige wieder bei anderen Freunden finden. Aber die beiden Geschlechter sind sich völlig unentbehrlich, denn sie haben beide Bedürfnisse, die sie unter ihrem eignen Geschlechte nicht gehörig befriedigen können; dem einen fehlt das, was das andre besitzt, und sie können nur wechselseitig ihre Bedürfnisse ersetzen. Dieses bezieht sich nicht allein auf ihren Körper, sondern die Geschlechter besitzen auch noch eine Menge anderer Eigenschaften, wodurch sie sich von einander unterscheiden, und welche sie sich mittheilen müssen, wenn sie ihre Vollkommenheit erreichen wollen.

Die weiblichen Eigenschaften stehen den Männern eben so wenig an, als die männlichen den Weibern. Ein starkes robustes Frauenzimmer, die mit ihrer derben Faust alles niederschlägt, und die bramarbasirt, ist eben so lächerlich und verächtlich unter ihrem Ge-

schlechte, als ein furchtsamer verzärtelter Mann unter dem seinigen. Schwäche ist das Hauptkennzeichen der Weiber, und sie haben diese Schwäche so wenig für schimpflich, daß sie sogar die scherzhaften Satiren über ihre Schwäche gern mit anhören, und sich oft noch schwächer stellen, als sie würklich sind. Schreck und Furchtsamkeit sieht dem weiblichen Geschlecht so gut an, als es bei dem männlichen übel läßt. Daher affektiren die Frauenzimmer oft dergleichen Schwächen, wie Ekel, Weichlichkeit, Furcht u. s. w. und gerade durch Schwächen gewinnen sie die Männer am ersten. Denn sie geben dadurch den Männern Gelegenheit, ihre Stärke und Grosmuth zu zeigen, und sie zu beschützen. Dies ist aber für die Männer außerordentlich schmeichelhaft. Denn es scheint gleichsam ein Beruf der Natur in der männlichen Seele zu liegen, das Weib zu schützen, und es ist der Ehre des Mannes zuwider, ein Weib mit harten Worten oder gar mit Schlägen anzugreifen, oder überhaupt mit dem weiblichen Geschlechte rauh zu verfahren. Dies gilt besonders bei verfeinerten Personen, wo die Fähigkeiten am mehresten entwickelt sind. Eine Frau kann daher gar kein Majestätsverbrechen begehen; und wenn sie auf ein gekröntes Haupt oder gegen eine Regierung noch so

sehr schimpfte, und einem Vornehmen noch so dreiste Reden sagte; so wird man doch nur darüber lachen, oder sie doch gewiß niemals so hart bestrafen, als eine Mannsperson, die eben dieses begangen hätte. Es herrscht also eine natürliche Großmuth in dem männlichen Geschlechte gegen das weibliche, die sich allenthalben zeigt. Man setze den Fall, es käme eine Mannsperson und ein Frauenzimmer an einen Sumpf oder ein Wasser, das sie durchwaten müßten; so würde es einen sehr lächerlichen Auftritt geben, wenn das Frauenzimmer die Mannsperson hinüber tragen wollte. Wenn der Mann auch eben so schön und säuberlich angezogen ist, als sein Frauenzimmer; es hilft nichts, wenn er einige Lebensart versteht: so muß er sein Frauenzimmer auf dem Arm nehmen, und durchtragen. Daß der Mann dergleichen Beschwerden für sie zu übernehmen verbunden sey, weiß das Frauenzimmer so gewiß, daß, dem Manne eine Beschwerde verursachen, bei ihnen eben so viel heißt, als ihm Gelegenheit dadurch geben, seinem ihm von der Natur aufgelegten Amte genug zu thun. Daher scheint es gleichsam eine Gewogenheit gegen die Mannspersonen zu seyn, wenn ihnen das Frauenzimmer etwas aufträgt.

Den Männern sind die äußeren Dinge wegen ihrer Stärke unterworfen, die Männer selbst aber werden von den Weibern regiert. Dieses geschieht durch die Neigung oder Liebe der Männer, welche die Weiber immer auf eine gewisse Art zu unterhalten wissen, und woraus ein blindes Zutrauen gegen das Weib entspringt. Die Männer zeigen eine besondere Leichtgläubigkeit darinnen, das sie das leicht glauben, was ihnen die Weiber sagen. Diese Schwäche geht so weit, daß sie ihnen, so lange ihre Liebe und ihr Zutrauen von der Frau unterhalten wird, alle ihre Geheimnisse anvertrauen. Ja die Weiber fordern die Leichtgläubigkeit des Mannes als eine Schuldigkeit, und verlangen, daß er alles, was sie besonders von ihrer Unschuld und Treue sagen, auf ihr Wort glauben soll. So bald sie einiges Mistrauen merken, so zweifeln sie an der Liebe des Mannes. Pope erzählt von dem Januarius und der Maja, daß, als er sie beim Ehebruch ertappte, und darüber unwillig ward, sie zu ihm sagte: Ach! Verräther! du liebst mich nicht mehr, denn du glaubst mehr dem, was du siehest, als was ich dir sage.

So offenherzig die Männer gegen die Weiber sind, so entdecken im Gegentheil die

Frauenzimmer ihre Geheimnisse dem Manne nicht, sondern verschweigen diese sorgfältig, und erzählen ihm dafür die Geheimnisse anderer, denn fremde Geheimnisse können sie nicht bei sich behalten. Dies giebt ihnen in den Augen der Männer das Ansehen, als wenn sie selbst gar keine Geheimnisse mehr hätten, und dieses Zutrauen verrichtet Wunderdinge. Die klügsten Männer lassen sich dadurch von ihren Geliebten hintergehen, und wenn die Weiber nur dieses Zutrauen durch ihre Schmeicheleien und Liebkosungen zu unterhalten wissen, so mag man dem Manne die sichtbarsten Beweise von der Untreue seiner Frau beibringen, er wird ihnen doch nicht glauben. Wir haben Männer gekannt, die durch die Verschwendungen ihrer Weiber in tiefe Schulden geriethen, deren innere Wirthschaft durch die Nachläßigkeit ihrer Weiber in die größte Unordnung gerieth, die die Abnahme ihrer Ehre und ihres Ansehns, welche ihnen die Ausschweifungen der Frau zuzogen, fühlten, die aber doch, ohnerachtet ihres sonstigen Scharfsinnes, die Ursachen davon gar nicht in ihrer Frau finden konnten, sondern sich ganz andere aufschwatzen ließen. So viel richtet das Weib dadurch aus, daß sie Schwachheit besitzt, und Schwachheit af-

fektirt. Die Schmeicheleien, das zärtliche Wesen, die anscheinende Unterwürfigkeit, ihr Zittern und ihre Angst bei dem geringsten Unwillen des Mannes, versichern dem Manne seine Oberherrschaft hinlänglich. Aber der, welcher die Herrschaft hat, regiert deshalb nicht immer.

Ein andres Mittel, welches an sich ein Zeichen der Schwäche ist, wodurch aber Frauenzimmer sich eine außerordentliche Übergewalt über die Männer erwerben können, sind Thränen. Thränen in den schönen Augen eines Weibes haben eine mächtige Wirkung auf das männliche Geschlecht. Ihr Zorn wird dadurch entwafnet, und das sanfte Gefühl des Mitleids bemächtigt sich ihrer unwiderstehlich. Frauenzimmer sind nicht nur von Natur zu Thränen geneigt, sondern viele haben sie völlig in ihrer Gewalt, und wissen sich derselben so geschickt bei ihren Bitten und bei ihrer Vertheidigung zu bedienen, daß sie selten ihres Zwecks verfehlen. Die Großmuth des Mannes wird erweckt, und er erliegt. Bei einem Manne sind Thränen, wenn sie nicht aus wichtigen Gründen vergossen werden, schimpflich. Ein Mann, der bei dem Angriffe eines andern

zu weinen anfieng, würde sich allgemein verächtlich und lächerlich machen. Es giebt Männer, die bei dem größten Unglück und bei dem heftigsten Schmerz nicht weinen können. Wer viel männliche Stärke besitzt, wird vom zwanzigsten bis zum funfzigsten Jahre keine Thräne vergießen. Bei zunehmenden Alter aber finden sich die Thränen wieder ein, weil dann der Mensch wieder schwach wird.

Den Weibern, sagt Sophokles, ist die geringste Kleinigkeit ein fruchtbarer Gegenstand zur Unterredung. Dies ist eine Bemerkung, die man täglich bestätigt findet. Die Weiber haben eine außerordentliche Fertigkeit und Leichtigkeit, nicht nur von dem sehr wohl zu reden, was sie nur halb wissen, sondern auch mit vieler Beredtsamkeit sich über die kleinste Sache auszubreiten. Diese Leichtigkeit und Fruchtbarkeit im Reden dient nicht nur zur Zerstreuung für die Männer, sondern sie gewährt ihnen auch noch andere Vortheile. Wenn ein Handwerker aufs Rathhaus gehen soll, um eine streitige Sache mit seinem Nachbar auszumachen, oder wenn er etwas mit einem Vornehmen

zu

zu thun hat, oder wenn er ein Gezänke befürchtet, so schickt er seine Frau, weil er mit der Sprache nicht so gut fortkommen kann. Denn im Disputiren, wo es aufs Zanken ankömmt, übertrifft wohl nichts das weibliche Geschlecht.

Diese Leichtigkeit im Sprechen verführt sie auch meistentheils zur Plauderhaftigkeit; denn wenn sie auch schon einige Stunden über Kleinigkeiten gesprochen haben, so glauben sie doch lange noch nicht alles gesagt zu haben. Ihre Aufmerksamkeit geht aber auch in Gesellschaften auf weit mehrere Dinge zugleich, als die Aufmerksamkeit der Männer. Sie geben auf alle Winke und alle Züge in der Gesellschaft acht. Daher müssen es ein Paar Liebende außerordentlich künstlich anfangen, wenn sie ihre Neigung in einer Frauenzimmergesellschaft verborgen halten wollen. Besonders aber erstreckt sich ihre Aufmerksamkeit auf das Aeußere, welches für sie das mehreste Interesse hat. Sie haben in einer kurzen Zeit alle, auch die kleinsten Kleidungsstücke inne, welche sich in der Gesellschaft finden, sollte sie auch dreißig und mehrere Personen stark seyn, und wissen

sie nach Jahren noch mit einer bewunderns-würdigen Genauigkeit herzunennen.

Die Gesprächigkeit scheint ihnen von der Natur zu einem sehr guten Zweck gegeben zu seyn, nämlich die Kinder reden zu lehren. Dies würde in der That weit schwerer von statten gehen, wenn die Mütter und Ammen den Kindern nicht so viel vorplauderten.

In Ansehung der Neigungen scheint das weibliche Geschlecht mehr Gewalt über sich, und überhaupt mehr Stärke zu haben, als das männliche. Die weibliche Neigung ist allgemeiner und interessanter gegen die Männer; sie hängt sich nicht so leicht an eine einzige Person. Der Mann ist hierinnen schwächer, denn er hängt sich gewöhnlich mit einer großen Festigkeit an eine einzige. Die Natur mußte auch hierinnen die Frau stärker machen, weil sie sie nicht dazu bestimmte, selbst zu wählen, sondern sich wählen zu lassen. Daher sind die Frauenzimmer in der Beurtheilung und Wahl der Männer nicht so fein, als diese in der Wahl der Weiber. Das weibliche Geschlecht hat hierinnen einen ziemlich derben Geschmack, und kann leicht

einen Mann vergessen und einen andern lieben; da hingegen die Männer, besonders in ihrer Jugend, ehe sie zu reifer Ueberlegung kommen, und die Finanzen ihre Liebe bestimmen laßen, wohl ihr ganzes Vermögen aufopfern würden, um einer Person, die ihnen einmal gefällt, habhaft zu werden. Vielleicht liegt eine Ursache dieser verschiedenen Zuneigungen darinnen, weil die weiblichen Züge weit sinnlicher sind, und mehr hervorstechen; je feiner, je schöner, und je künstlicher aber die Reize sind, welche auf das Gemüth würken, desto stärker muß auch die dadurch erweckte Leidenschaft und Neigung werden können. Die Männer aber sind theils nicht so fein gehaut, theils scheint es auch, als ob ihre Eigenschaften nicht so starke Zuneigung erwecken könnten. Stärke bedarf nicht so viel Zuneigung als Schwäche. Denn die gröste Zuneigung zeigt sich dadurch, daß man den andern schützt und vertheidigt; hierzu ist aber das weibliche Geschlecht seiner Natur nach gar nicht fähig; ihre Zuneigung kann sich also blos dadurch äußern, daß sie keinen andern lieben. Man hat aber zu einem Gute nur desto größere Neigung, je mehr man selbst für dasselbe gethan hat. Da nun ein

Frauenzimmer nichts zur Vertheidigung ihres Liebhabers thun kann; der Liebhaber hingegen sich eben da in seiner größten Stärke zeigt: so ist dies vielleicht ein Grund, woraus sich diese Verschiedenheit begreiflich machen läßt.

Die Frauenzimmer setzen es auch sogar in ihrem Betragen zum voraus, daß die Liebe zu ihnen stärker seyn müsse, und sie scheinen selbst in den Augen der Männer zu verlieren, wenn sie eine stärkere Zuneigung gegen die Männer äußern, als diese gegen sie. Daher stellen sie sich auch gemeiniglich, als wenn sie nur deshalb einen Mann nähmen, weil er sie durchaus haben will; und nehmen die Miene an, als ob sie die Männer und ihre Liebkosungen höchstens nur dulden könnten, wenn sie seine Umarmungen auch noch so feurig wünschen. Sie betrachten daher die Neigung selbst als eine Schwäche, und bemühen sich, dieselbe in diesem Stücke zu verbergen. In der That ist auch jeder schwach der einer Neigung zu stark nachhängt. Das weibliche Geschlecht braucht aber diese Stärke vornämlich. Denn es geschieht oft, daß ein Frauenzimmer den Mann, welchen sie sich wünscht, nicht bekömmt, ja

wohl gar sich ihre Zuneigung nicht einmal merken lassen darf; und sie würde also höchst unglücklich seyn, wenn ihr Geschmack nicht leicht verändert werden könnte. Die Natur hat ihnen also mit vieler Weisheit eine allgemeinere Neigung gegeben, welche sich auf das ganze Männergeschlecht bezieht. In der Regel kann das Weib alle Männer dulden, wenn sie auch noch häßlich sind. Daher bemerkt man auch, daß ein Frauenzimmer sich nicht sehr über den Verlust des Mannes härmt, und daß ihre Klagen sich mehr auf den Mangel des künftigen Unterhalts erstrecken, als auf den Verlust des geliebten Gegenstandes. Es dauert nicht lange, so sucht sie andern zu gefallen.

Man wird finden, daß die Frauenzimmer weit eher zur Ehe rathen, als die Mannspersonen. Denn das weibliche Geschlecht erhält erst durch die Ehe seinen wahren und höchsten Werth, und Hume macht eine sehr scharfsinnige Bemerkung, wenn er sagt, die Frauenzimmer würden einem Schriftsteller eher alle Satiren vergeben, als eine Satire auf den Ehestand. Denn von der ehelichen Verbindung hängt das ganze Ansehen, und der mehreste Einfluß, den die Wei-

ber in Geschäfte haben, ab. Es sollte daher unter den Frauenzimmern ein unverbrüchliches Gesetz seyn, keiner Mannsperson den sinnlichen Genuß zu erlauben, als nur unter der Bedingung des Ehestandes. Denn durch den flüchtigen und leichten Genuß werden theils die Kräfte der Männer erschöpft, theils werden auch dadurch der Ehen weniger. Daher wird man auch finden, daß die Weiber auf eine wollüstige und unkeusche Weibsperson weit erbitterter sind, als die Männer, denn sie sehen sie als Personen an, welche das Ansehn ihres Geschlechts zerrütten, und welche das Gesetz, das ihnen die Natur stillschweigend unter den Fuß giebt, brechen. Daß die Ehe für die Weiber so wichtig seyn müsse, erhellet aber aus folgenden:

Das männliche Geschlecht lebt für sich selbst, es hat seine Bestimmungen, und die Mittel seine Zwecke auszuführen in sich; die Weiber hingegen sollen blos durch das männliche Geschlecht leben; sie können ohne sie ihre Hauptbestimmung nicht erfüllen, und können überall nichts gemeinnütziges ohne die Männer thun. Wenn die Männer ohne eheliche Vereinigung ihre Bedürfnisse bei den

Weibern befriedigen könnten; so würden die Weiber in der That die elendesten Geschöpfe seyn, die blos dem Appetite der Männer zu Gebote stehen müßten. Ueberdem büßt der Mann durch die Ehe von seiner Freiheit einen großen Theil ein; da die Frau offenbar durch ihre Verheirathung Freiheit gewinnt. Denn ob gleich die Weiber im ledigen Stande die Freiheit als Vermögen besitzen, so dürfen sie dieselbe doch nicht äußern, und sie hilft ihnen also nichts. Durch die Ehe aber erhalten sie das Recht, ihre Freiheit in vielen Stücken zu gebrauchen, und werden Beherrscherinnen vieler äussern Dinge; es fällt ein großer Theil des Ansehens ihres Mannes auf sie. Denn wenn der Mann in gehörigem Ansehn steht; so kann er seine Frau, wenn sie auch aus dem niedrigsten Stande ist, nicht nur allen übrigen Damen seines Standes völlig gleich machen, sondern, welches man kaum glauben sollte, er kann ihr so gar ihre verlohrne Ehre in den Augen der Welt wieder schaffen. Ein Frauenzimmer, die mit keinem Manne in Verbindung steht, ist von gar keinem Gewicht; daher heirathen alle Frauenzimmer gern, und wenn sie auch noch so viel Geld haben, denn

das Vermögen des Frauenzimmers wird durch den Mann erst nachdrücklich.

In der Ehe selbst muß man die Herrschaft von der Regierung wohl unterscheiden. Die Herrschaft im Hause führt der Mann, die Regierung aber oder die Verwaltung des Hauswesens gebührt der Frau. Der Mann sieht aufs Ganze im Hause und schafft das Nöthige herbei, die Frau aber sieht darauf, daß das, was schon im Hause ist, zu einem vergnügenden und angenehmen Genusse verwandt und gebraucht werde. Es ereignet sich freilich nicht selten der Fall, daß die Herrschaft auf Seiten der Frau ist. Im allgemeinen gilt hier die Regel: Ein junger Mann ist allezeit Herr über eine alte Frau, und eine junge Frau herrscht über einen alten Mann. Von dieser ziemlich allgemeinen Erfahrung läßt sich vielleicht ein nicht unschicklicher Grund aus einer andern Bemerkung herleiten. Wir wissen nemlich, daß derjenige, der nicht zahlen kann, jederzeit sehr höflich ist, und man kann in einem Kaufmannsgewölbe sehr leicht unterscheiden, wer von den Käufern bezahlt, und wer auf Kredit nimmt. Letztere sind jederzeit ausserordentlich submiß.

Gerade so gehts auch mit den Ehen, und es ist kein Wunder, wenn die Frau in dem Hause die Herrschaft führt, wo der Mann nicht zahlen kann. Die kraftvolle Jugend des Mannes ist also ein wirksames Mittel, die Herrschaft im Hause zu behaupten. Man verwahrt sich also durch die Vermeidung der Ausschweifungen vor der Gefahr, in Zukunft ein Sklave seiner Frau zu werden.

Ersieht die Frau wider die Natur die Oberherrschaft im Hause, so geht alles verkehrt zu *). Denn wenn die Frau auch gleich einen großen Verstand hat, so ist er doch von einer ganz andern Beschaffenheit, als der männliche; der Verstand eines Frauenzimmers ist zwar sehr geschickt, Mittel zur Ausführung einer Absicht zu erfinden, aber die Sache des Mannes ist, einen Zweck zu erwählen. Die Weiber sind erfinderisch, sie haben Einfälle; aber der Mann muß sie zusammenketten, und in ein Ganzes ordnen. Dies erwarten die Frauenzimmer selbst von dem Manne, und halten es für seine Pflicht. Daher, wenn sie auch den Mann durch ih-

*) Siehe Flora 3. B. Art. Ehliche Pflichten S. 143. 144.

re Einfälle in das tiefste Verderben gebracht haben; so messen sie sich die Schuld doch nicht bei, sondern sie sagen: du bist Mann, du hättest es wissen sollen. Es scheint aber auch, daß selbst die Frau so viel von ihrem äussern Ansehn und Achtung verlöhre, als sie an der Oberherrschaft über ihren Mann gewinnt. Dies wissen kluge Weiber so gut, daß, wenn sie auch einen schwachen Mann haben, sie sich doch stellen, als wär ihr Mann sehr klug, und als beherrschte er sie.

Die Eitelkeit ist zwar beiden Geschlechtern gemein, aber sie hat bei jedem Geschlechte ganz verschiedne Richtungen. Die Männer hören nur gern ihr Inneres loben, ihren Verstand, Verdienst, Talente u. s. w. sie sehn es nicht gern, wenn einer sich zu lange bei ihrem Gesicht, Wuchs u. s. w. aufhält, und wer ihren Putz lange lobt, wird ihnen unausstehlich. Bei den Weibern aber geht alles auf das Aeussere. Ihr Hauptzweck ist der Glanz, womit sie gern andere ihres Geschlechts zu verdunkeln suchen. Sie sind daher geneigt im Innern, wo es niemand sieht, zu kargen. Daher essen sie z. B. schlecht, wenn sie allein sind, speisen

auch ihren Mann mit geringer Kost ab, aber desto mehr sorgen sie für den Glanz, wenn ein Schmaus gegeben wird. Ueberhaupt ist das weibliche Geschlecht mäßiger, als das männliche, aber nur für sich zu Hause; bei der äußern Façon hingegen sparen sie nichts, denn ihre ganze Bemühung geht nur dahin, recht gut in die Augen zu fallen, und diesen Instinkt hat ihnen die Natur deswegen gegeben, weil sie gewählt werden sollen. Dabei ist es aber doch sonderbar, daß sich die Frauenzimmer mehr für Frauenzimmer, als für Mannspersonen putzen. Zieht man aber die geheimen Wünsche in Erwägung, welche Frauenzimmer in sich fühlen, daß man recht viel von ihnen sprechen möge; so wird dies einigermaßen begreiflich. Denn da es als bekannt vorausgesetzt wird, daß das weibliche Geschlecht den äußern Glanz liebt, und auch das Glück der einen oder der andern darnach beurtheilt; so sieht man, warum sie sich vornämlich für Frauenzimmer putzen, denn dieses gibt ihnen in den Augen der Weiber einen Werth, daher auch gewönlich eine Frau von andern Weibern nur alsdann beneidet wird, wenn sie ausserordentlichen Staat machen kann. Diese Neigung der Frauenzimmer für das Aeußere und der Männer für das Innere

ist so gewiß, daß wir sie bei allen unseren Handlungen und in unserm ganzen Betragen zum Voraus setzen. Wenn der Jüngling in eine Gesellschaft von Männern geht; so betrachtet er seine Kleidung als eine sehr zufällige Nebensache. Er sucht sich ihnen allein durch seinen Verstand und durch seine Einsichten zu empfehlen. Will er aber den Frauenzimmern gefallen, so wählt er sein schönstes Kleid aus; der Friseur kann ihn kaum schön genug frisiren, er sucht alles mit dem feinsten Geschmacke zu wählen, und oft wird ein alter Mann aus der Begierde den Damen zu gefallen, ein Geck. Ja die Mannspersonen wissen es so sehr, daß sie den Frauenzimmern durch ihren Tiefsinn und großen Verstand sich nicht empfehlen, daß sie es so gar für Pedanterei und für Fehler halten, in Frauenzimmergesellschaften, wo sie galant seyn wollen, irgend auf einen Diskurs zu stoßen, zu welchem viel Verstand erfodert würde. Daher betrachten auch die Frauenzimmer den Verstand als eine sehr geringe Nebensache und verlangen von ihrem Manne nur schlichten Menschenverstand.

Alles Frauenzimmer inklinirt zum Geitze, und wenn es ja etwas gibt, so ists et-

was, das ihnen entweder nichts kostet, oder das sie nicht brauchen können. Auch hier muß man die vortrefliche Einrichtung der Natur bewundern, die gewollt hat, daß derjenige Theil des menschlichen Geschlechts, der nichts erwirbt, auch nicht freigebig seyn soll, denn es wär lächerlich, auf Rechnung eines andern freigebig zu seyn. Durch diese Mischung von Freigebigkeit auf Seiten des Mannes und Sparsamkeit auf Seiten der Frau, wird der Wohlstand eines Hauses sehr gut unterhalten. Der Hang zum Wohlleben sieht dem Manne nicht übel; für die Frau schickt es sich am besten, das zusammen zu halten, was erworben wird. Es liegt gleich von Jugend auf in dem Frauenzimmer daß sie zum Aufbehalten und zum Verwahren geneigt sind. Daher haben sie mehr Kästchen, Schachteln, Schlüssel und dergleichen, weil ihnen die Ordnung im Hause anvertrauet wird. Zu dem Aeußern gehört auch noch die Reinlichkeit. Doch sieht auch hier der größte Theil von ihnen mehr auf das, was in die Augen fällt. Die Reinlichkeit des Mannes erstreckt sich vornämlich nur auf seinen Leib, um das Zimmer bekümmert er sich weniger, auch leidet er lieber einen Fleck auf seinem Kleide, als in seinem Hem-

de. Bei der Frau aber ist es umgekehrt; sie sorgen nur dafür, daß äußerlich an ihrem Leibe alles reinlich sey, und im Hause diejenigen Theile, welche in die Augen fallen, um das aber, was die Leute nicht sehen, bekümmern sie sich so sehr nicht, und sind oft darinnen sehr unreinlich. Ihr Wahlspruch ist alsdann: Je, man sieht es ja nicht.

Ueberhaupt also geht bei dem Frauenzimmer alles auf den äussern Schein, der Mann aber sieht mehr auf das Solide und auf den wahren Besitz der Sache. Eben diese verschiedne Wendung nimmt auch die Ehrbegierde; der Mann sieht darauf, was man von ihm denkt, die Frau aber was man von ihr sagt. Wenn die Frauenzimmer nur versichert sind, daß man das, was man von ihr weiß, nicht sagen darf, so sind sie schon ruhig, und kehren sich wenig daran, was man von ihnen denkt. Daher sind sie auch nicht zufrieden, daß man Gutes von ihnen denke, sondern sie verlangen, daß man gutes von ihnen sage, selbst, wenn man das Gegentheil denkt. Ein Mann erröthet selbst bei den feinsten und gerechtesten Lobsprüchen; ein Frauenzimmer aber findet an den gröbsten Schmeicheleien ein gro-

ßes Wohlgefallen. Diese Erscheinung läßt sich noch so erklären: der Mann giebt sich selbst seinen Werth, der Werth des Frauenzimmers aber hängt von der Neigung der Männer gegen sie ab und von dem, was sie ihnen sagen. Das Urtheil der Männer muß also in ihren Augen einen ausserordentlichen Werth haben, denn ihr Urtheil soll ihre Neigung verrathen. Daher ist es eine Schuldigkeit des Mannes, seine Neigung durch Schmeicheleien und Liebkosungen zu äußern. Die Frauenzimmer fordern auch die Schmeicheleien als einen ihnen schuldigen Tribut, und sind sogar stolz darauf. Die Männer aber billigen auch diesen Stolz so sehr, daß ohne denselben bei nahe ihre Neigung wegfallen würde. Ein Mädchen, welches die Anreden ihres Liebhabers mein Engel! mein göttliches Mädchen! u. s. w. zurückweisen und ihn zwingen wollte sich zur gewönlichen Menschensprache herabzulassen, würde in der That bald die Neigung in ihrem Liebhaber ersticken. Man findet aber auch, daß die Frauenzimmer den sichtbarsten Schmeicheleien, worüber der, der sie vorbringt, sich insgeheim halb todt lachen möchte, sehr oft im Ernste aufnehmen, da man doch meinen sollte, ein mittelmäßiger Verstand würde sie

für nichts, als für übertriebene Komplimente halten. Aber nein, das Frauenzimmer glaubt sie gewiß, ob ihnen auch gleich der Spiegel das Gegentheil sagt; wenn sie nur in dem rechten Tone und mit der gehörigen Energie vorgetragen werden. Dieses hat aber einen sehr natürlichen Grund. Es läßt sich nämlich kein allgemeines Kennzeichen, und keine allgemeine Regel der Schönheit geben, sondern der eine hält das oft für schön, was dem andern häßlich zu seyn dünkt. Kartesius hielt das Schielen für eine Schönheit, und mir ist ein Mensch bekannt, der sein Mädchen wegen einer häßlichen Pockennarbe auf der Nase, für schön hielt. Da also das Urtheil über Schönheit so verschieden ist; so glauben sie, und nicht mit Unrecht, weil die Neigungen der Männer nicht unter Regeln gebraucht werden können: daß doch auch irgend ein Mensch in der Welt sie für schön halten werde, und überreden sich alsdann, daß die, welche ihnen die Schmeicheleien gehörig vorzusagen wissen, diejenigen sind, in deren Augen sie für schön gelten, und deren Herz sie bezaubern können. Wenn zu den Schmeicheleien noch Geschenke kommen; so ist das Mädchen gefangen. Denn Schmeicheleien und Geschenke sind die beiden Versuchungen,

wodurch alle Frauenzimmer gewonnen werden können, weil beide ihre Grundneigungen angreifen. Denn durch Geschenke wird das Frauenzimmer vollends erst von der Wahrheit der Schmeicheleien überzeugt, und denkt, es wäre ja Schade einen solchen Mann fahren zu lassen, in dessen Augen es eine solche Göttin ist, und ist gefangen. Die Frauenzimmer haben noch das eigene, daß sie alles gern auf sich beziehen, und daß sie also die Handlungen und die Dinge nicht nach ihrem innern Werth schätzen, sondern nur in Beziehung auf sich. Wenn z. B. Mann und Frau den Grandison lesen; so werden sie beide die Grosmuth und den erhabnen Charakter des Grandison bewundern, aber ihre Empfindungen und Wünsche dabei werden doch ganz verschieden seyn. Der Mann wird wünschen, eben so grosmüthig und edel zu seyn; die Frau hingegen wird nur einen solchen Mann wünschen. Denn die Weiber wollen nicht selbst Verdienst besitzen, sondern sind zufrieden, von fremdem Verdienst zu profitiren. Daher hören die Weiber so gern die Verdienste und den Verstand ihres Mannes erheben, und setzen sie

selbst gern so hoch an, weil immer etwas davon auf sie zurückfällt; ja die Frau würde ihm gern eine Satyre auf ihr ganzes Geschlecht verzeihen, wenn nur sein Witz und sein Scharfsinn darinnen gelobt würde. Diese verschiedne Schätzung der Verdienste giebt einen großen Unterschied unter der Moralität der Handlungen. Der große Zwiespalt der Natur selbst aber bei den Geschlechtern ist sehr merkwürdig, und die Kenntnis davon hat auf den Umgang und auf die Erziehung einen sehr beträchtlichen Einfluß.

L. H.

Der Sprung, ein Mittel wider die Liebe.

Wir haben so viele Frauenzimmer in Deutschland, die mit dem Namen der Dichterinnen beehrt werden, und jede unter ihnen ist gewiß wenigstens einmal so glücklich gewesen, von einem angenehmen jungen Herrn, der einmal so etwas von einer griechischen Sappho gehört hat, mit diesem Namen beehrt

zu werden. Wer war also doch wohl diese Sappho?

Sie ward ungefähr 600 Jahr vor Christi Geburt auf der Insel Lesbos geboren, und schrieb in der Folge Gedichte, die eine so feurige Liebe athmeten, und von einem so süßen Enthusiasmus beseelt waren, daß man diese Dichterin nur die zehnte Muse nennte. — Aber von allen ihren Poesien ist uns nichts mehr als eine Hymne an die Venus und eine Ode an eins ihrer Mädchen übrig, denn ihre Liebe überschritt die Gränzen der Natur, sie liebte ihr eigen Geschlecht, und man nennt drei der geheimen Freundinnen, die Sappho in die Mysterien dieser Liebe eingeweiht hat.

Doch ich übergehe alle ihre verliebten Abentheuer, und gedenke nur ihrer Liebe gegen den Phaon. Ist jemahls ein Jüngling geliebt worden, so war er es, denn Sappho's ganzes Wesen war Liebe. Und Phaon? — war grausam, ihn rührte ihre Liebe nicht, nicht ihre süßen zärtlichen Töne, nicht ihre bezaubernde Leier, nicht ihre schmachtende Sehnsucht. Um ihr zu entfliehen, reiste

Phaon auf die Insel Sicilien, und die verliebte Sappho folgte ihn bis in das ferne Eiland nach, aber auch hier erhörte er sie nicht. Sappho flehte die Venus, flehte den Gott Amor an, ihr beizustehen, und die Götter waren so grausam wie Phaon.

Was sollte nun die arme Sappho thun? von Göttern verlassen, und von Phaon verachtet, fühlte sie die Wunden gekränkter Liebe, und beschloß, sich von einer Leidenschaft loszureissen, die ihr stündlich tausend Qualen schuf. — Aber wie?

Leukade, ein Vorgebirge von Akarnanien, hatte auf seinem höchsten Gipfel einen Tempel des Apollon. — Jährlich ward an einem Feste des Gottes von der Spitze des Vorgebirges ein Missethäter herabgestürzt, den man, um seinen Fall zu erleichtern, mit Flügeln und Federn behieng; unten standen auf dem Wasser kleine Fahrzeuge, auf denen sich die Akarnanier bemühten, den Herabgestürzten aufzufangen; glückte es ihnen, so war der Missethäter von der Todesstrafe frei, und er wurde nur aus dem Vaterlande verbannt. — Allein es gab Personen, die aus eignem Antrieb, in der Hofnung, die

Quaalen der Liebe zu verlieren, sich von diesem Hügel in den Abgrund der See hinabstürzten, und daher hieß dieser Ort der Sprung der Liebenden. Cephalus war der erste, der dieses grausame Mittel der Genesung versuchte, da ihn die schöne Ptavla nicht erhören wollte; selbst Venus war herabgesprungen, da sie für ihren Adonis glühte; es hatte den Sprung die sterblich verliebte Calyce versucht, da sie den harten Evathlos nicht erweichen konnte; und noch viele Liebende, besonders Mädchen. — Man erzählt, daß einige von ihnen in dem Wasser begraben, und andere gerettet worden sind; von den letzteren behauptet man, daß sie würklich von den Schmerzen der Liebe geheilt worden wären. — Dies wäre vielleicht nicht ganz unerklärbar, man darf den Sprung der Liebenden nur als die Würkung der höchsten Leidenschaft betrachten; so standen diese Menschen also gerade an dem Punkte der Leidenschaft, wo sie wieder abnahm, weil sie den höchsten Grad erreicht hatte; oder sollte vielleicht das Herabstürzen selbst ihre Nerven so erschüttert haben, daß sie für die zärtlicheren Gefühle keine Stimmung mehr hatten?

Und nun zu unsrer Sappho zurück. That sie den Sprung der Liebenden auch? ward sie gerettet, oder von den Wellen begraben? Sie stürzte sich hier herab, und — ward von Wellen begraben. Der grausame Phaon! wird hier vielleicht eine zärtliche Leserin ausrufen; allein sie bedenke dieses vorher. Sappho war damals eine Wittwe, und weder jung noch schön mehr; sie war in ihrem Wittwenstande berüchtiget, und konnte die Gewalt ihrer Liebe so wenig bezähmen, daß sie in ihren Anträgen ungestüm war. Ein Mann, gesetzt er besitze auch wenig Delikatesse, kann es nicht leiden, daß man ihn mit so wenig Wohlstand aufsuche. Ja, Sappho hatte nicht einmal den Reiz der Neuheit; ein Umstand, der oft selbst bei Personen von dem feinsten Geschmack, den Mangel an Schönheit und Grazie, und jene Blüthe rosiger Jugend ersetzt. Doch genug von dieser Begebenheit.

Von ihren Versen nur noch so viel. Die Alten waren ganz begeistert von den Werken der Sappho, weil sie mit bezaubernder Zärtlichkeit geschrieben waren. Sie hatte dem einfachen Stoffe der Liebe so mannichfaltige Wendungen gegeben, daß sie bald

so und bald anders von ihm sang. In einem der uns aufbehaltenen Fragmente giebt sie die Merkmale eines liebenden Mädchens an; dies Stück steht in der Poesie in dem Ansehen, in welchem bei den Bildhauern der Dorso des Herkules steht; dies ist zwar nur ein Rumpf einer Bildsäule, den aber Michael Angelo so studirte, daß er gestand, ihm seine ganze Kunst zu verdanken: und so ein schönes Bruchstück sind die Sapphischen Verse, worinnen die Dichterin die Symptomen einer Liebenden angiebt. Sie hat dies mit so glücklichem Erfolg gethan, daß der Arzt Erasistrat an diesen Merkmalen die Krankheit des Antiochus erkannte. *)

Was das Urtheil der Alten über die Sappho in Rücksicht ihrer Poesien betrift,

*) Dieser junge Prinz liebte seine Stiefmutter Stratonika, und da er es nicht wagte, seine Leidenschaft zu gestehen, so machte er den Kranken; der Arzt errieth die Art der Krankheit aus den Zufällen, die er aus der Sapphischen Ode gelernt hatte. Stratonika war eben in dem Zimmer des liebekranken Prinzen, als dies vorgieng; die Geschichte endigte sich damit, daß Antioch der Gemal der Stratonika wurde.

so vergleicht sie der Geschichtschreiber Plutarch mit dem Kakus, dem Sohn des Vulkan, dessen Mund Feuer und Flammen sprühte; dieses erwähnten Fragments gedenkt er in der Absicht, um daraus zu beweisen, daß die Liebe ein göttliches Feuer sey, das eine mächtigere Begeisterung verursache, als die Begeisterung der delphischen Pythia oder der Bacchantinnen.

Man wird begierig seyn, die beyden noch übrigen Stücke der Sappho in einer Uebersetzung zu lesen; allein sie läßt sich schwerlich geben. Die Uebersetzungen, die wir bis jetzt davon haben, verhalten sich höchstens wie Gipsabdrücke zu der schönsten marmornen Statue. Um das heilige Bruchstück also nicht zu entstellen, will ich ein Gedicht aus einer noch ungedruckten Samlung liefern, das in dem Ausdruck heftiger Liebe wenigstens etwas ähnliches zu haben scheint.

Lotte an Olphrud.

Ach! einsam schmacht' ich Liebekranke
Nach dir; Mein süßester Gedanke,

Der einzge meiner Seele, Lieber!
Bist du, nur du, den Tag mir über;
Mein himmlisch Traumgesicht die Nächte.
Oft, wenn mich deine weiche Rechte
Umschlingt, erwach' ich aus dem Schlummer;
„Mein Olphrud!„ seufz' ich noch, und Kummer
Umwölkt den Busen, wie der Schatten,
Ich suche dich auf leeren Matten,
Vergebens such' ich Olphrud. — Liebe
Schlägt jeder Puls, ach! Liebe, Liebe!
Stönt jeder Athemzug. — Dann drücket,
Wenn mich die Phantasie berücket,
Mein Arm dein Bild voll süßer Lüste,
So fest an meine bangen Brüste,
Daß ich nicht athmen kann. — Ich gebe
Dem Zauberbilde Küß', und bebe
Und staun', und staune, daß den Schatten,
Auch nicht ein solcher Kuß belebet!!! —
Dann nenn' ich dich nicht mehr, es bebet
Nun immer banger mir das Herze,
Ich wälze mich in Gluth und Schmerze,
Und wüthe von der Liebe Feuer,
Das mich, wie ein gefräßger Geier,
Von Glied zu Glied durchwühlt. Ha! Schauder
Um Schauder toben laut und lauter
Durch Seel und Nerv' und Mark, es wälzen
Vom starren Busen wie von Felsen

Sich kalte Todesfluthen nieder.
Zwiefacher Mitternacht Gefieder
Verhüllt den Blick, es stockt das Herze,
Ich liege da und starr' im Schmerze,
Und leb', und weiß nicht daß ich lebe,
Ach! Olphrud; Liebe! Liebe! — —

Anekdote von Richard Steele.

Richard Steele, dieser berühmte, verdienstvolle Schriftsteller Englands, war seiner grossen Talente wegen allgemein geachtet, und sein Witz und seine Laune im Umgange, und der Beifall seiner Schriften brachte ihm eine große Menge Verehrer zuwege. Einer seiner feurigsten Anbeter war ein gewisser Baronet in Linkolnshire, welcher sich immer zu Bettons aufhielt. Er drängte sich bei jeder Gelegenheit an ihn, und bot ihm mehrere mal seine Dienste an. Der Baronet war sehr reich, und er bat den Ritter Steele recht inständigst, ihm Gelegenheit zu verschaffen, wo er ihm mit seinem Gelde dienen

könne. Steele hatte zu dieser Zeit gerade nichts nöthig, und er dankte ihm für sein edles Anerbieten. Der Ritter Steele liebte die Pracht und die Verschwendung, und ohnerachtet seine Einkünfte ziemlich ansehnlich waren, so gerieth er doch bei seinem Hange nach Ausschweifungen nicht selten in Verlegenheit. Einmal, da er einen ungestümen Gläubiger befriedigen sollte, fiel ihm ein, diese Summe, die etwa 100 Pf. Sterling betrug, bei seinem Freunde auf etliche Tage aufzunehmen. Der Baronet empfieng ihn mit vieler Höflichkeit, erneuerte das Anerbieten seiner Dienste, und bat, ihm nur eine Gelegenheit zu zeigen, bei welcher er ihn von seiner Hochachtung und Freundschaft überzeugen könne. Ja, Sire, sagte Steele, ich komme jetzt eben in der Absicht zu Ihnen, Sie zu bitten, mir auf einige Tage hundert Pfund zu leihen. Ich werde dies als eine besondre Probe Ihrer Gewogenheit betrachten. — Der Baronet war äußerst verlegen. Er hatte nie geglaubt, daß es dem Ritter Steele an Geld fehlen würde, und er glaubte durch das Anerbieten allein sein Zutrauen, seine Freundschaft und seinen Umgang zu gewinnen, und auf diese Art sich ein großes Ansehen zu geben, und

sich den Ruf eines Genies zu erwerben, wenn er Steelens vertrauter Freund hieße. Auf gegenwärtigen Fall aber hatte er sich nicht gefaßt gemacht. Er blieb lange in der größten Verwirrung, und da er ein wenig wieder zu sich selbst gekommen war, so stotterte er die Worte heraus: Bei meiner Ehre, Sir Richard, ich diente Ihnen gern mit allem, was in meinem Vermögen ist, aber wahrhaftig, ich habe jetzt keine 20 Guineen im Hause.

Steele ward über diese elende Ausflucht gewaltig aufgebracht, und ärgerte sich über eine solche Niederträchtigkeit. Sire, sagte er, Sie haben mir erst durch das Anerbieten Ihrer Dienste, eine Entdeckung meiner Umstände abgelockt, und nun treten Sie zurück, und versagen mir die thätigen Proben Ihrer Freundschaft. Ich kann es leiden, daß man mir abschlägliche Antwort giebt, aber mit Spott laß ich mich nicht abweisen. Ueberlegen Sie es daher wohl Sire, ob Sie mir die 100 Pfund geben, oder lieber meinen Zorn empfinden wollen. Dieses sagte er mit einem so starken und ernsthaften Tone, daß der Baronet in die größte Angst versetzt wurde, und that, als ob er sich eben erst besän-

ne: Ach Gott antwortete er, liebster Freund, nehmen Sie es doch ja nicht übel. Sehn Sie, ich dachte bei meiner Ehre nicht daran. — Ich habe hier einen Bankozettel von 100 Pfund Sterling in der Tasche. Er steht Ihnen herzlich gern zu Dienste. Hiermit zog er den Zettel vor. Ritter Steele steckte die Note ganz gleichgültig ein, indem er sagte: Ich würde mich zwar sonst schämen, von einer so niederträchtigen Person, als ich Euch eben habe kennen lernen, eine Gefälligkeit anzunehmen; allein, eh ich mich von Euch zum Narren machen lasse, so nehme ich diese 100 Pfund an, und will sie Euch, wenn es mir gelegen seyn wird, wieder zustellen. Damit Ihr aber künftig den Anstand bei Euren Gefälligkeiten besser beobachtet, so nehm ich mir die Freiheit Euch zur Stärkung Eures Gedächtnisses ein wenig bei der Nase zu ziehen. Er zog ihn hierauf eine gute Strecke bei der Nase fort und nahm seinen Abschied. Der Baronet wuste gar nicht, wie ihm geschah, und gaffte schamroth über sein niedriges Betragen die Thür an, nach welcher ihn der Ritter bei der Nase gezogen hatte.

L.

Auszug eines Schreibens von Wien, Herrn Nicolai betreffend.

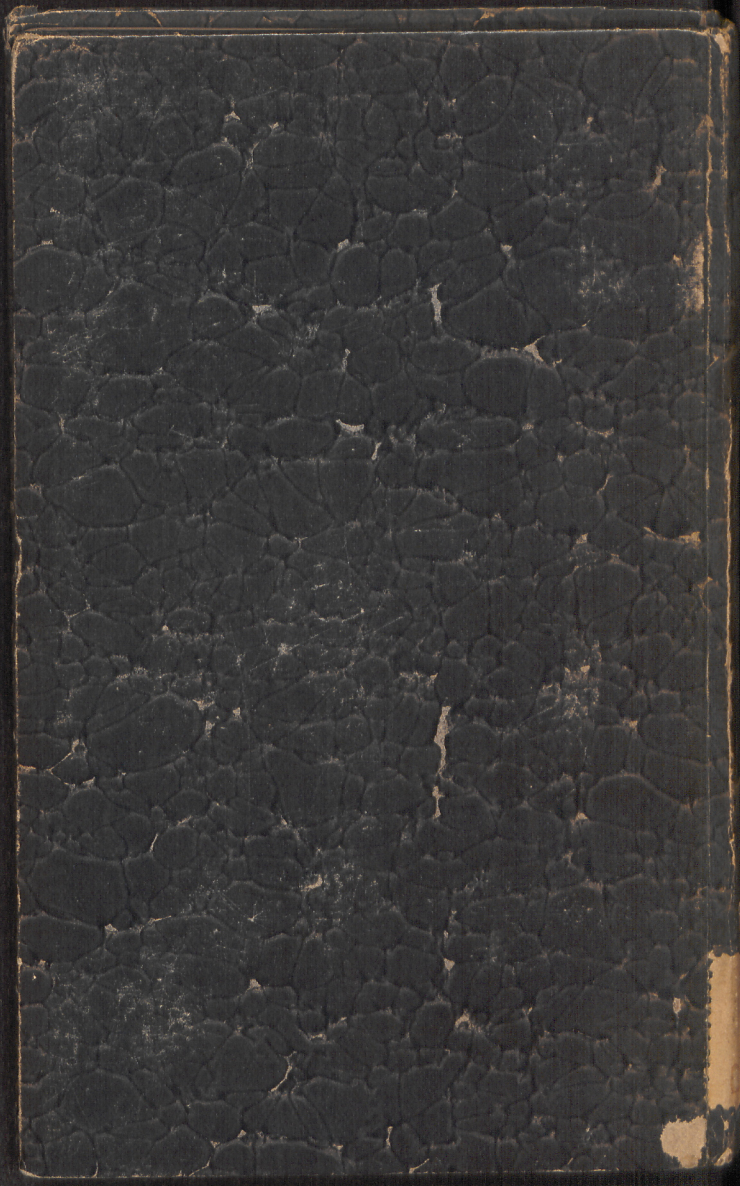
„Ich kann Ihnen nun die Hofnung mittheilen, daß wir ehestens von einem einsichtsvollen Katholiken etwas vollständiges über Hrn. Nikolais Beschuldigungen des Katholicismus erhalten werden. Wenn man den Ton nicht sonst schon bei Nicolais Streitigkeiten gewohnt wäre, so müßte man sich wundern, wie ein Mann, der sich so vieler Weltkenntniß rühmt, so plump gegen H. Garve schreiben könne. Leuten, wie H. Nikolai, ist es eigen, sich über andere zu erheben. Sie glauben, die Menschenkenntniß hänge von der Menge der Köpfe ab, die sie gesehen haben, und da kann freilich H. Nicolai Herrn Garven wohl übertreffen. Aber ein Philosoph lernt bei wenig Erfahrungen auf seinem Zimmer die Welt besser kennen, als ein empirischer Kopf, der sein ganzes Leben hindurch die Welt durchwandert. Es ist ärgerlich, Herrn Nicolais letzte Schrift zu lesen. Der eigenliebige Ton ist unausstehlich. Herr Garve wird am besten thun, wenn er auf die Grobheiten nichts antwortet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024153762/phys_0130
DFG

Ueberdem ist Herr Garve, so viel ich ihn kenne, gar nicht ein solcher Stubensitzer, und ein solcher Stadtgelehrter, wozu ihn Herr Nikolai machen will. Ob er gleich keine Reise hat drucken lassen, so ist er doch gereist; er hat die Welt in mancherlei Zuständen gesehen, ob er es gleich nicht so ausposaunt hat, wie Herr Nikolai thut. Herr Nikolai hat gewiß nie so viel Katholiken so genau gekannt, als Herr Garve, und Hrn. N. Ausfall, als ob G. sich durch die Kapaunen der Prälaten bestechen ließ, ist so niedrig und so pöbelhaft, daß es schwer ist, nicht ähnliche Waffen gegen Herrn Nikolai zu gebrauchen. Alle Protestanten, die ich hier in Wien und in meinem ziemlich großen Zirkel kenne, finden jetzt die Katholiken duldender als je, und lachen alle über die unwissenden Behauptungen des Herrn Nikolai. Herr Garve hat den Gesichtspunkt sehr richtig gefaßt. Die Katholiken sind immer noch Katholiken, aber sie sind schlechterdings bessere Katholiken, als sie noch vor 30 Jahren waren. Alle die Fälle, die also H. Nicolai aufstellt, beweisen weiter nichts, als daß die mehresten katholischen Religionsverwandten noch sehr weit zurück sind, daß sie sich von unbesonnenem Eifer und falschen Zwecken noch häufig leiten lassen, aber lange

nicht das, was H. N. beweisen will: daß sich jetzt die römische Kirche vorzüglich rege; daß man recht geflissentlich und planmäsig Verbindungen und geheime Gesellschaften stifte; daß dies alles prämeditirt geschehe, vielleicht von einem Oberhaupte angelegt sey. Dies sind zuverläßig Grillen in Nicolais Gehirn, die die Erfahrung widerlegen wird. In der That ist das, was H. G. gesagt hat so wahr, und jeder Protestant, der bei uns lebt, findet es so richtig als ob es aus unseren Erfahrungen abstrahirt wäre, und als ob H. Garve lange in katholischen Ländern gelebt hätte. Die einzelnen Beispiele, die N. vorbringt, werfen H. G. allgemeine Sätze lange nicht um, und die Heftigkeit und die elenden Pralereien des H. Nicolai, mit welchen er sich über den bescheidenen Philosophen erheben will, werden seine Sache bei Unpartheiischen gewiß nicht besser machen.

L.



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1024153762/phys_0136
DFG

zu werden. Wer wohl diese
Sappho?

Sie ward Jahr vor
Christi Geburt Lesbos gebo-
ren, und schrieb Gedichte, die
eine so feurige Li und von ei-
nem so süßen G seelt waren,
daß man diese D zehnte Mu-
se nennte. — Ab ren Poesien
ist uns nichts mehmne an die
Venus und eine ihrer Mäd-
chen übrig, denn erschritt die
Gränzen der Nat r eigen Ge-
schlecht, und man er geheimen
Freundinnen, die e Mysterien
dieser Liebe eingen

Doch ich ü re verliebten
Abentheuer, und g er Liebe ge-
gen den Phaon. in Jüngling
geliebt worden, so n Sappho's
ganzes Wesen wa Phaon? —
war grausam, ih Liebe nicht,
nicht ihre süßen z nicht ihre
bezaubernde Leier schmachtende
Sehnsucht. Um ehen, reiste

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024153762/phys_0137
DFG